1/1985 PREIS 0,80 M

ISSN 0427–5217

FREIE Welt

Bitumenküche in der Wüste

500 Straßenbauanlagen aus Teltow bis 1986 für die UdSSR

Das Jahr 1945

Neue FW-Serie zum 40. Jahrestag der Befreiung vom Faschismus

Doppelgänger im Test

Verhältnis von Umwelt und Erbe in der Zwillingsforschung

★ Inhalt

★ Im Blickpunkt

Wissenschaft
Der Vormarsch eines neuen Wissenschaftszweiges – der Kryotechnik **Seite 4**

Wirtschaft
Die 300. „Teltomat"-Anlage aus der DDR für die UdSSR **Seite 10**

Nachrichtenmagazin **Seite 12**

Zwillingsforschung
Doppelgeburten im Test **Seite 16**

Bilanz
Was hinter Schlagzeilen sowjetischer Zeitungen steckt **Seite 20**

mobile **Seite 24**

Memoiren
Vera Figner – Erinnerungen einer Revolutionärin **Seite 26**

Dokumentation
Das Jahr 1945 **Seite 28**

Poesie und Prosa
Fjodor Abramow **Seite 30**

Historische Miniaturen
Heinrich Vogeler **Seite 32**

Lesetip **Seite 33**

Literatur
Stefan Grabiński: „Lokführer Grot" **Seite 34**

Humor **Seite 36**

Rätsel **Seite 38**

Kinderserie
„Die zwölf Monate" **Seite 40**

Theater
Eine Schauspieltruppe auf Tournee in Kasachstaner Steppendörfern **Seite 42**

Leserforum **Seite 44**

Sport
Vor der Rennschlitten-WM: Steffi Martin (DDR) im Blickfeld **Seite 46**

Leserecho
Zur Völkerschaftsserie Tuwinien **Seite 50**

Solidarität
Ausbildung von Agronomen aus Entwicklungsländern in der Sowjetunion **Seite 52**

Titelfoto:
Die Zwillinge Manuela und Christiane Vogel fotografierte Detlef Christel

Redaktionsschluß für dieses Heft **28. 12. 1984**

Im Härtetest

FW-Reporter besuchten zum Jahresende Erbauer der Erdgastrasse

Schneidender Wind reißt die Flamme aus dem Rohr, läßt sie den von Kranketten zermalmten Schnee fressen – ein Rohr wird getrocknet… Sechs Gesichter, sechs Arbeiter von vielen – ihr Zuhause ist zwischen Ronneburg und Anklam, ihr Arbeitsplatz rund 2000 Kilometer entfernt, bei Dubna, nahe der alten russischen Stadt Tula – Erdgastrassenbau in der Sowjetunion.

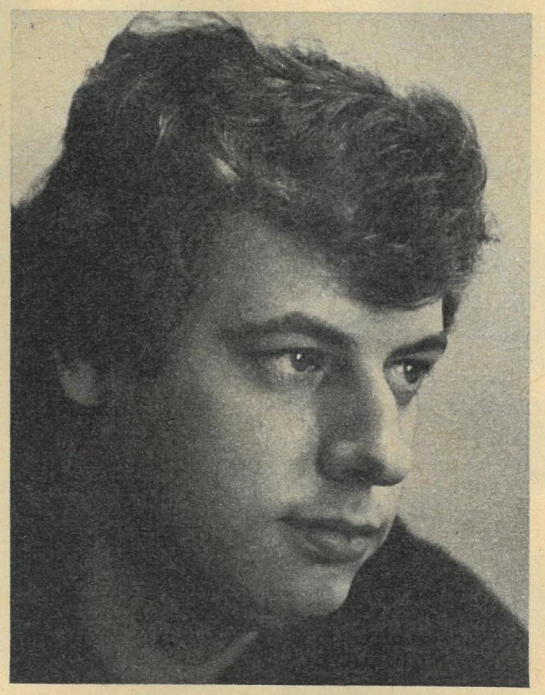
Seit mehr als zwei Jahren arbeiten nun schon einige tausend junger Fachleute aus unserer Republik in der UdSSR. Sie gehören zu denen, die gemeinsam mit ihren sowjetischen Kollegen die wichtige Exportgasleitung Urengoi–Ushgorod trotz US-amerikanischen Boykotts vorfristig und in höchster Qualität fertigstellten, dabei solch reißende Flüsse wie den Dnestr überwanden oder durch bodenlosen Schlamm die Straße zur Verdichterstation Starojurjewo bauten. Inzwischen gibt es ähnliches vom Bau der Inlandleitung Jelez-Serpuchow zu berichten. Die fast dreihundert Kilometer lange Trasse südlich von Moskau ist zu etwa zwei Dritteln geschafft.

Am Zentralen Jugendobjekt Erdgastrasse haben die Arbeiter aus der DDR ihre orangefarbenen Bauwagen über mehrere tausend Kilometer in dem großen Land verteilt: Von der Stadt Stry im Westen der Ukraine – hier wird ein riesiger unterirdischer Gasspeicher gebaut – über den mittelrussischen Ort Perwomaiski – wo mehrere Verdichterstationen auf engem Raum errichtet werden – bis in den Ural nach Gornosawodsk. Von dort kam die Meldung, daß die Temperaturen in diesem Winter schon die Minus-40-Grad-Celsius-Marke unterschritten haben.

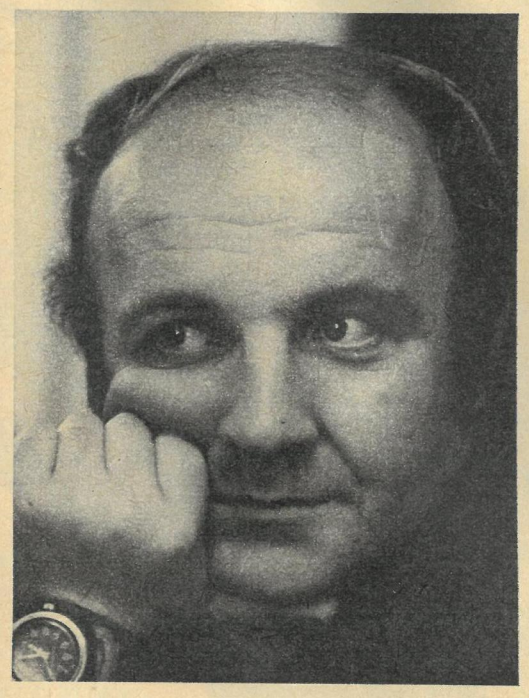
Zwei Jahre Arbeit in der Sowjetunion – das waren für die meisten der vorwiegend recht jungen Arbeiter Stunden, Tage, Wochen, in denen sie ein Bewährungsfeld fanden, wo ihre Abenteuerlust einem Härtetest unterworfen wurde, Bedenken und Zweifel Entscheidungen und Verantwortung herausforderten, und ungewohnte Bedingungen oder Mängel nicht Resignation, sondern Einsatzwillen und Ideen provozierten. Gewiß, manch einer gab auf. Aber die blieben, wurden eine verschworene Gemeinschaft. Derartig große Worte kommen einem Arbeiter an der Trasse allerdings schwer über die Lippen. Monate seines Lebens in der Sowjetunion, das sind Monate, die das Verhältnis zu seinen Gastgebern veränderten, vertrauter werden ließen. Vieles sieht aus der Ferne anders aus als von der Schulbank, der Zeitung, dem eigenen Küchentisch. Geschichtsbücher und Filme, Lehrer oder Reiseleiter haben eine Grundlage geschaffen für die Freundschaft zur Sowjetunion. Gemeinsame Arbeit, persönliches Kennenlernen mit Menschen aus diesem Lande jedoch hinterlassen tiefere Spuren, fordern aber auch mehr an eigenen Gedanken, um das Verständnis füreinander zu fördern.

In einer Landschaft, wo bislang vor allem Mahnmale Gedanken an Deutsche weckten, entstehen nun Denkmale anderer Art, die das Geschehen vor vierzig Jahren mehr und mehr zu Geschichte werden lassen. Von Verdichterstationen, Wohnbauten und Krankenhäusern heißt es heute: Die haben Arbeiter aus der DDR gebaut. Es gibt in russischen und ukrainischen Städten Ernst-Thälmann-Schulen, Robert-Koch-Apotheken, und in einem Clara-Zetkin-Kindergarten lernen die Mischas, Tanjas, Lenas und Saschas, daß die alte Revolutionärin, deren Namen ihr Haus trägt, auch Vorbild seiner Erbauer war, junger Leute aus einem befreundeten Land – DDR. Das neue Jahr hält für die jungen Arbeiter neue Herausforderungen bereit. Härtere geographische und kompliziertere technologische Bedingungen verlangen von ihnen wiederum Neuerergeist und Risikobereitschaft, Mut und Verantwortung und nicht zuletzt auch den Rat ihrer sowjetischen Freunde. Eine alte Erfahrung, die Ernst Thälmann bereits 1927 zum Kampfbündnis der deutschen mit der sowjetischen Arbeiterklasse äußerte, erweist sich als verblüffend aktuell: „Unsere Erfolge sind auch ihre Erfolge, und ihre Erfolge sind auch die unsrigen."

Hajo Obuchoff (Text)
Volkmar Billeb (Fotos)

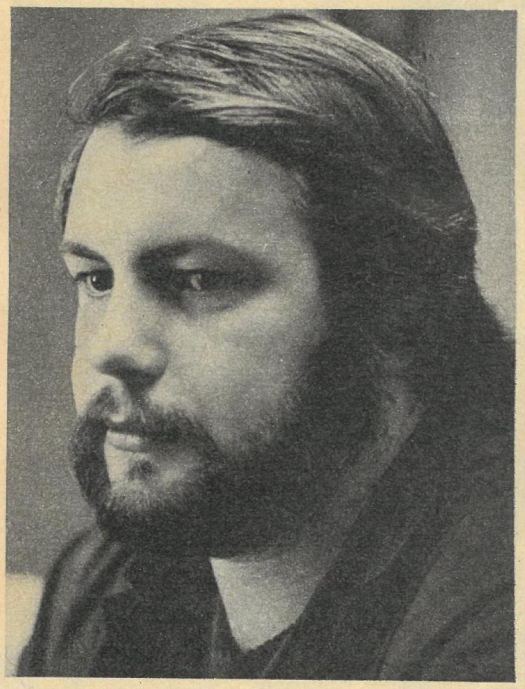


Detlef Schwant
Baumaschinenschlosser

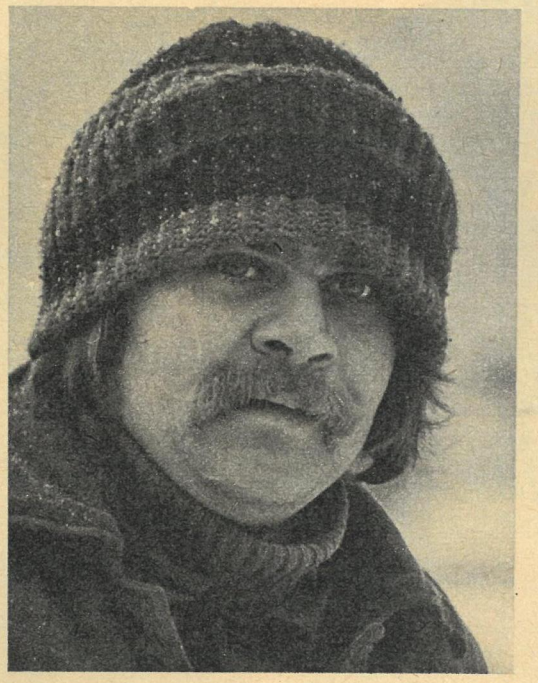


Wolfgang Labahn
Baggerführer

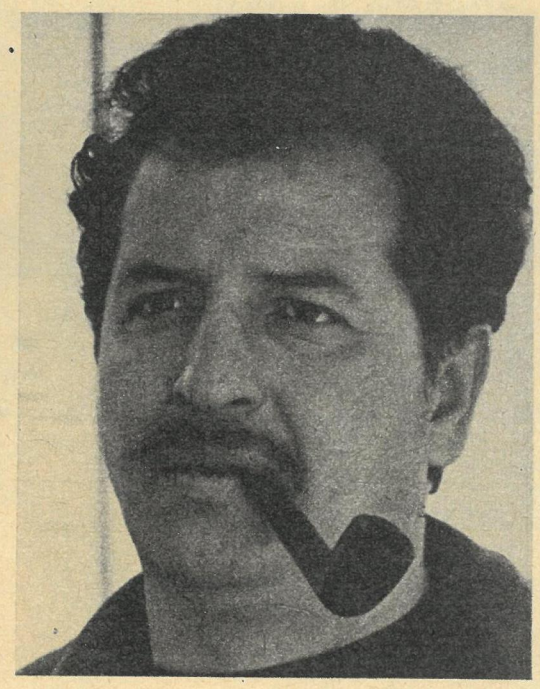
Klaus Dörfler
Brigadier



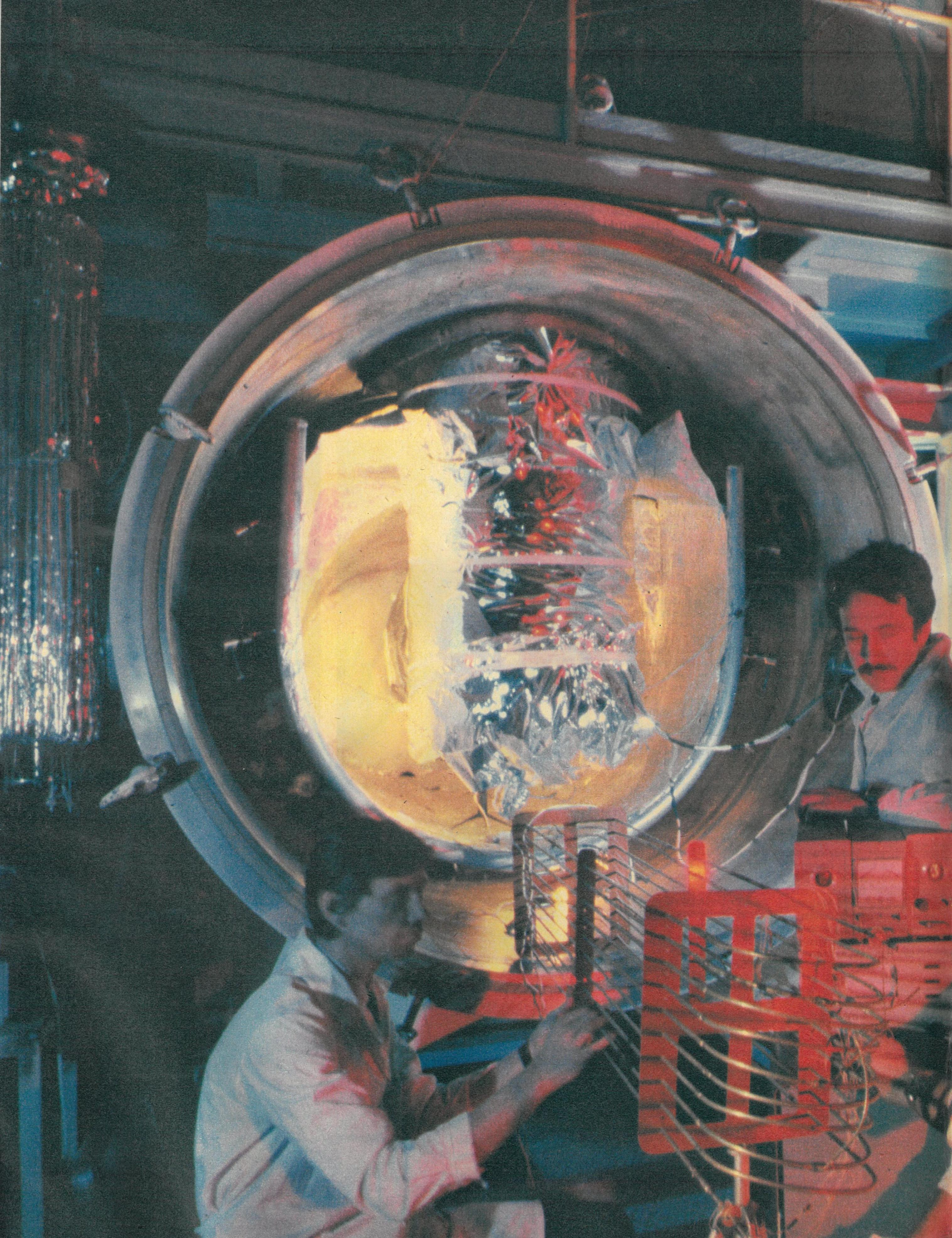
Klaus Heidtmann
Baggerführer



Lothar Denk
Kraftfahrzeugschlosser



Siegbert Roscher
Baggerführer

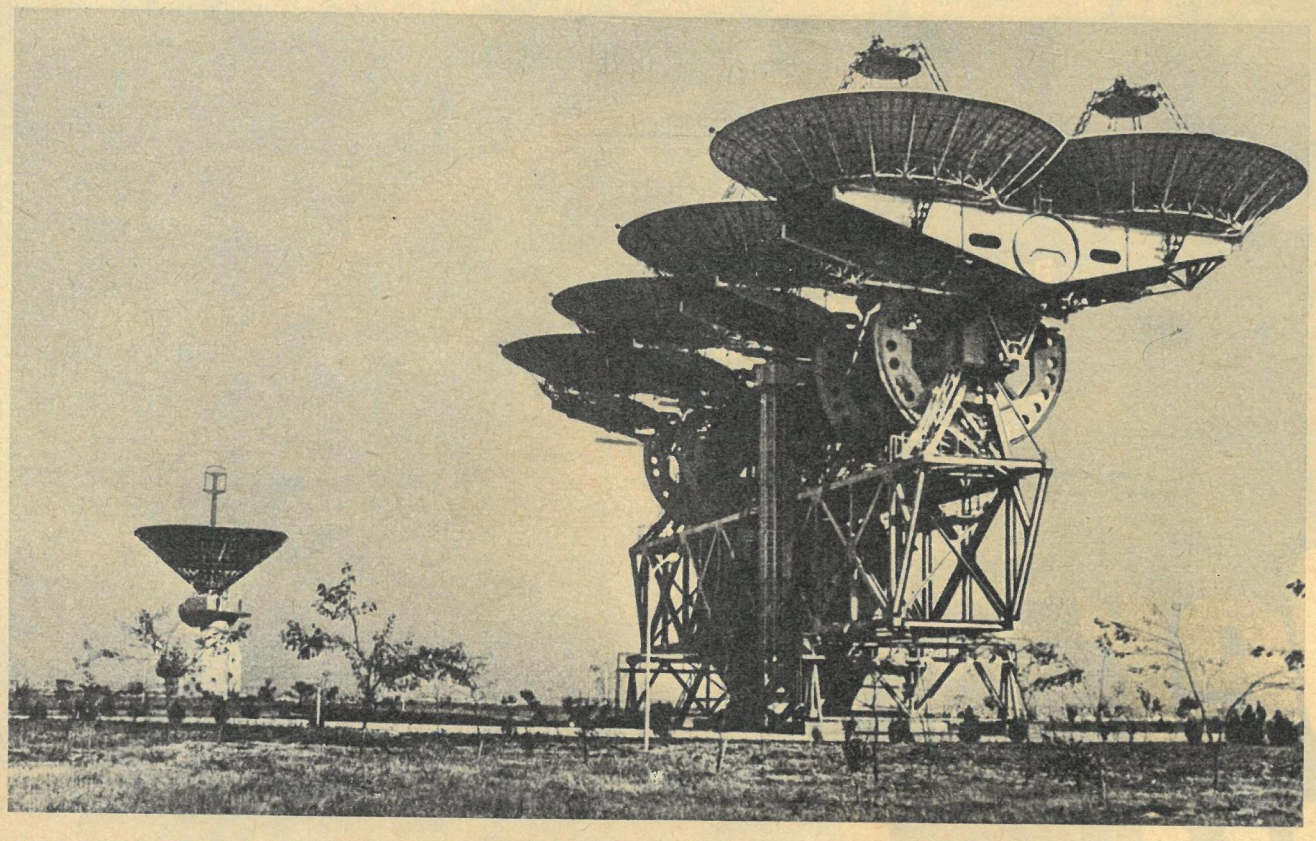


Der kritische Punkt

Bei Tiefsttemperaturen bis in die Nähe des absoluten Nullpunktes von minus 273 Grad Celsius erlangen bestimmte Stoffe erstaunliche Eigenschaften. Mit ihnen experimentieren sowjetische Wissenschaftler in dieser in der UdSSR entwickelten Großanlage der Kryotechnik für die Einführung neuer, hochproduktiver Technologien.

Ein Beitrag von Reinhard Mol

Der kritische Punkt



Diese Radioantenne hielt die Verbindung zu den ersten interplanetaren Venussonden aufrecht. Die schwachen Signale zu registrieren glich der Aufgabe, den Wärmeanstieg im Ozean, der durch ein Glas heißes Wasser bewirkt würde, zu messen. Doch mit Hilfe der Kryogenik gelang es, die Empfindlichkeit der kosmischen Empfangsgeräte auf das Höchste zu steigern.

Man schrieb den 10. Juli 1908. In dem weltberühmten Tieftemperaturlaboratorium der Universität von Leiden in den Niederlanden gelang es dem Wissenschaftler Heike Kamerlingh Onnes, das Edelgas Helium bis auf −269 Grad Celsius abzukühlen. Doch zu seiner Überraschung ging es statt in den erwarteten festen in einen flüssigen Zustand über. Das war für den Physiker deshalb so verblüffend, weil sich bei diesen Tieftemperaturen alle Gase bei normalem atmosphärischem Druck in eine feste Form verwandeln. Doch das Helium schien sich um diese Gesetzmäßigkeit nicht zu scheren.

Eine unerklärliche Erscheinung

Der absolute Nullpunkt liegt bei −273,16 Grad Celsius. Er markiert eine fundamentale Grenze der Natur. Es ist jene Temperatur, die sich weder erreichen noch unterschreiten läßt, bei der jegliche Bewegung von Atomen und Molekülen aufhört und alle Stoffe in fester Form vorliegen.

Solche Bereiche, in denen Materie in extreme Zustände gerät, faszinierten die Physiker schon immer. Der sowjetische Nobelpreisträger Pjotr Kapiza schrieb 1937: „Das Studium des flüssigen Heliums und seiner Eigenschaften gehören zum Gebiet besonders niedriger Temperaturen. Es ist dies eines jener Gebiete der Physik, wo Naturerscheinungen unter extremen Verhältnissen untersucht werden können. Die Entdeckung neuer interessanter Erscheinungen können wir am ehesten dort erwarten, wo wir die Natur unter extremsten Bedingungen wie zum Beispiel bei außerordentlich starken Magnetfeldern, hohen Drücken, hohen elektrischen Spannungen und ebenso auch bei Tiefsttemperaturen nahe dem absoluten Nullpunkt erforschen."

Doch zurück zu Kamerlingh Onnes. 1913 erhielt er für seine Untersuchungen von Stoffen bei niedrigen Temperaturen, die unter anderem zur Darstellung von flüssigem Helium führten, den Nobelpreis für Physik. Genaugenommen hätte er den Preis für eine Leistung verdient, die der große Physiker selbst in seinem Vortrag anläßlich der Preisverleihung zwar als wichtige, aber eben nur als eine unter anderen erwähnt hatte: nämlich die so zukunftsträchtige Entdeckung der Supraleitfähigkeit.

Im Jahre 1911 hatte er in einem Versuch Quecksilber immer weiter abgekühlt und dabei gleichzeitig den elektrischen Widerstand gemessen. Da bemerkte er zu seiner Verwunderung, daß der Widerstand plötzlich nicht mehr meßbar war. Er war einfach verschwunden. Etwas Erstaunliches war geschehen. Der Strom floß immer so lange ungehindert durch das Quecksilber, wie die Temperatur unter einem ganz bestimmten kritischen Wert blieb. Selbst die sorgfältigsten Wiederholungen des Experiments führten immer wieder zu demselben Ergebnis. So benutzte Onnes selbst erstmals den Begriff der Supraleitfähigkeit für diese lange Zeit unerklärliche Erscheinung, die heute in Wissenschaft und Technik eine solch spektakuläre Rolle spielt.

Kabel ohne Widerstand

Welche Bedeutung die Eigenschaft der Supraleitfähigkeit bei der Übertragung von Elektroenergie in gigantischen Überlandleitungen haben könnte, läßt sich am folgenden Beispiel ermessen: Die Energiewirtschaft der UdSSR muß die Produktion von sieben solcher Energieriesen wie des Bratsker Wasserkraftwerks (Leistung 4500 MW, 1 MW = 1 Million Watt) aufbringen, nur um die Energie zu ersetzen, die auf dem Transport aus Sibirien in den europäischen Teil der Sowjetunion verlorengeht. Der Verlust macht bis zu 15 Prozent der gesamten übertragenen Leistung aus. Supraleitkabel könnten dieser Vergeudung ein Ende machen.

Der Weg zu den Kabeln ohne Widerstand war lang und beschwerlich. Während Erfindungen wie der Transistor oder der Laser nur wenige Jahre brauchten, um den Durchbruch zur technischen Nutzung zu schaffen, dauert es bei der Supraleitung nun schon ein halbes Jahrhundert.

Zunächst suchte die Wissenschaft nach weiteren Materialien mit supraleitenden Eigenschaften. Heute sind davon 27 Elemente sowie über tausend Legierungen und Verbindungen bekannt.

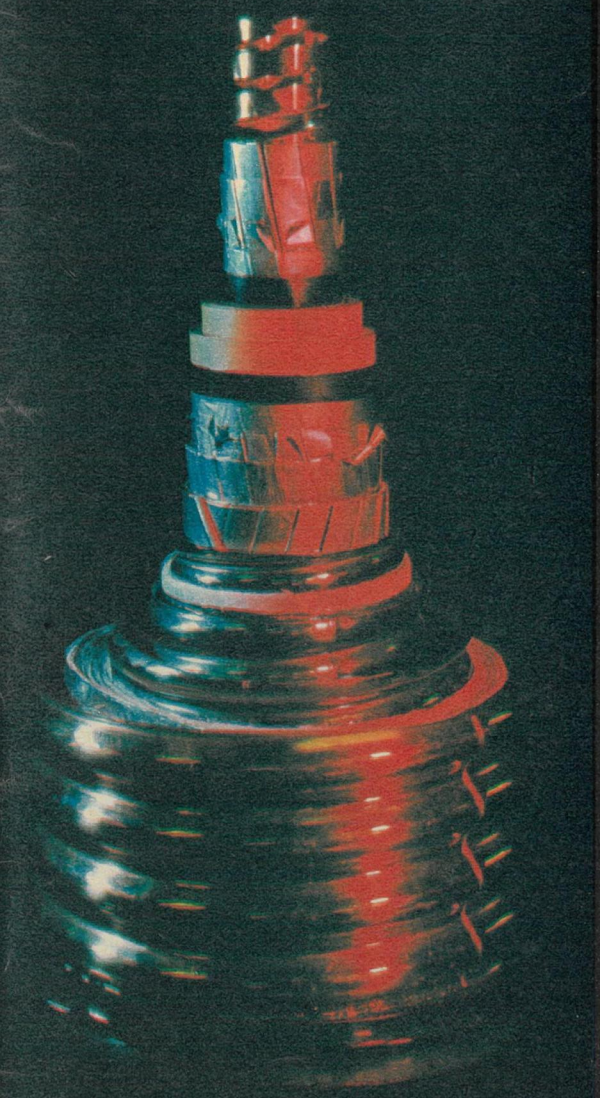
Dennoch konnte bisher die Temperaturschwelle von 23 Grad über dem absoluten Nullpunkt, also bei etwa −250 Grad Celsius, die den lästigen Widerstand ausschaltet, nicht überschritten werden.

Ein neues Phänomen stellte sich quer. Viele Stoffe verwandelten sich bei den tiefen Temperaturen plötzlich wieder in ihren ursprünglichen Zustand zurück, wenn die Stromstärke zunahm. Das hängt mit dem Magnetfeld zusammen, das in jedem stromdurchflossenen Leiter entsteht und damit bei vielen Materialien die Supraleitfähigkeit wieder zunichte macht. Erst nachdem Supraleiter entdeckt wurden, die magnetisch resistent waren, konnte man an technische Anwendungen denken. Schließlich waren auch noch viele materialtechnische Probleme zu lösen, denn die endlich auserwählten Stoffe waren entweder sehr spröde oder äußerst weich, in jedem Falle schwer zu verarbeiten. Durchgesetzt haben sich gegenwärtig Legierungen aus Niob und Titan, Niob und Zinn und noch wenige andere. Um daraus ein technisch brauchbares Kabel zu machen, ist wahre Sisyphusarbeit nötig. Aus den genannten Legierungen kann man zunächst nur mikroskopisch feine Fädchen von Tausendstel Millimeter Durchmesser fertigen, die anschließend untereinander verflochten und verdrillt werden müssen, um schließlich in massive Kupferbänder eingebettet werden zu können.

Teststrecken für die Wunderkabel

Damit dieses Gebilde zu einem Supraleitkabel wird, muß es nun noch auf die Temperatur des flüssigen Heliums abgekühlt werden. Helium selbst aber war bis vor einigen Jahrzehnten noch ein seltenes und teures Element, an dessen großtechnische Verflüssigung überhaupt nicht zu denken war. Glücklicherweise stieg der Bedarf an flüssigen Gasen seit den vierziger Jahren aber erheblich an. Seitdem entwickelte sich die Kryotechnik (Kryo, ein Wort aus dem Griechischen und bedeutet soviel wie Eis) in den hochindustrialisierten Ländern zu einem wichtigen Zweig der Volkswirtschaft. Die sowjetische Produktionsvereinigung „Kryogenmasch" ist heute weltbekannt. Eine ihrer modernsten Anlagen verflüssigt drei Milliarden Kubikmeter Helium jährlich.

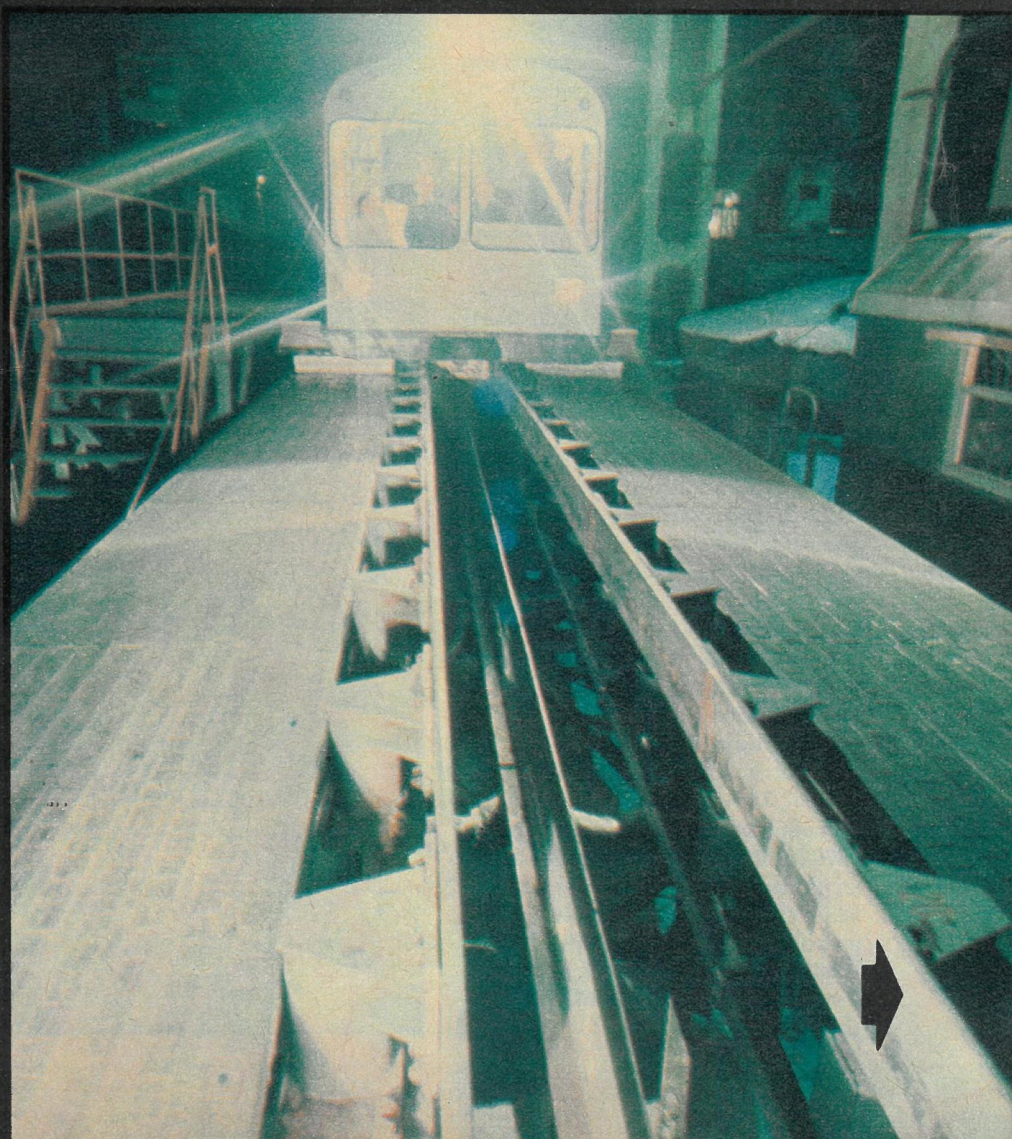
In den sechziger Jahren begannen



Jährlich werden in der Sowjetunion große Mengen flüssigen Gases produziert. Die Heliumverflüssigungsanlage „Pinguin 2“ (Foto oben) ist eine der besten Multiprogramm-Kryogensysteme der Welt.

Modell eines Kryogenkabels, entwickelt im Moskauer Allunionsforschungsinstitut der Kabelindustrie (Foto links). Die bandförmigen Supraleiter im Innern werden von flüssigem Helium gekühlt. Rundherum ist ein kompliziertes System von Schichten zur Wärmeisolation.

Damit Magnetkissenzüge blitzschnell, reibungs- und erschütterungsfrei dahingleiten können, sind enorm starke Magnetfelder erforderlich. Nur durch den Einsatz der Supraleitung werden solche Projekte rentabel (Foto rechts).



Viktor Beljakow, korrespondierendes Mitglied der AdW der UdSSR und Generaldirektor der wissenschaftlichen Produktionsvereinigung „Kryogenmasch“:

„Daß man jedes Gas verflüssigen oder sogar in Eis verwandeln kann, wissen heute sogar schon die Schulkinder. Zuerst gelang das mit Ammoniak und Chlor, im Jahre 1877 mit Stickstoff und Sauerstoff.
In der Sowjetunion hatte dieser neue Wissenschaftszweig, die Kryogenik, zunächst mäßigen Erfolg. Zwar wurden hocheffektive Luftfraktionierungsanlagen entwickelt, doch fanden ihre Erzeugnisse, die flüssigen Gase, kaum Abnehmer.
Heute hat man es in der Produktion leicht: Man braucht nur den Hahn aufzudrehen, und schon fließt flüssiger Stickstoff oder Sauerstoff heraus. Wie zu Hause im Badezimmer das Wasser. Jedoch nicht unproblematisch sind die Lagerung, Zulieferung und der Röhrentransport flüssiger Gase mit Temperaturen von −200 Grad und darunter, noch dazu unter Hochdruck. Man muß auch den Fließbesonderheiten verschiedener Gase Rechnung tragen. In dem Augenblick, da man den Hahn auf- oder zudreht, sind die Flüssigkeiten verschiedenartigen Schlageinwirkungen ausgesetzt. Der Druck kann dabei sprungartig auf Hunderte Atmosphären steigen. Wie aber müssen die riesigen Gasbehälter, in denen wie in Thermosflaschen flüssige Gase gelagert werden, und die zu den Pumpen führenden Rohre isoliert werden? Eine der vielen Fragen. Um sie zu beantworten, waren umfangreiche Forschungen und Experimente notwendig. Ein großes Forscherkollektiv unseres Landes unter der Leitung von Professor Nikolai Filin wurde dieser Aufgabe gerecht. Heute werden bei uns Dutzende Arten von Anlagen zur Lagerung von Kryogenprodukten in Serie gebaut. Die größten von ihnen haben ein Fassungsvermögen von 1500 Kubikmetern. Stellen Sie sich so ein Becken von 30 Meter Länge, 15 Meter Breite und 3 Meter Tiefe vor, das mit einer blauen Flüssigkeit gefüllt ist, mit Sauerstoff, dessen Temperatur ungefähr −200 Grad Celsius beträgt.“

Forscher und Techniker mit dem Bau von Teststrecken mit Supraleitkabeln. Sie sollen für die Zukunft die materialaufwendigen, überdies wertvolles Naturland verschlingenden und an die Grenzen ihrer Leistungsfähigkeit angelangten herkömmlichen Hochspannungstrassen ersetzen.
Die neuen Kryogen-Leitungen erinnern an das Prinzip der Thermosflasche. Im Innern befindet sich das mit Helium tiefgekühlte Supraleitkabel, umgeben von Isolationsschichten, zwischen denen Vakuum herrscht, um das Eindringen von Wärme zu verhindern. Das Prinzip läßt ahnen, daß nicht nur die Herstellung des Kabels selbst, sondern auch der Betrieb einer solchen Kryoleitung sehr teuer und aufwendig ist. Vor allem dies ist der Grund, warum sie sich bis heute noch nicht durchgesetzt hat. Denn ihre Leistungsfähigkeit ist unbestritten, wie das Beispiel eines Versuchskabels demonstriert. Es hat lediglich einen Durchmesser von einem halben Meter, verläuft unter der Erde und erreicht die eindrucksvolle Leistung von 2000 MW. Damit entspricht sie fast dem Transportvolumen einer der modernsten Hochspannungstrassen der Welt, wie der 860 Kilometer langen Strecke von Winniza (UdSSR) nach Albertirsa (Ungarn) mit 2500 MW.
In der UdSSR werden bei Moskau seit langem auf Versuchsstrecken Kryokabel getestet. Neben dem hohen technischen Aufwand ist es noch ein Nachteil der meisten „kalten Energietransporteure“, daß sie nur Gleichstrom übertragen können, während heute der übergroße Bereich der Elektroenergetik auf Wechselstrom eingestellt ist. Dennoch wird nirgendwo an der Zukunftsträchtigkeit der Kryoübertragungsstrecken gezweifelt. Sie werden vor allem dort Anwendung finden, wo riesige Energiemengen über große Entfernungen von künftigen hochleistungsfähigen Kraftwerken in Ballungsgebiete transportiert werden müssen.
Offenbar scheint diese Zukunft nicht mehr allzufern zu sein. Wie die „Iswestija“ berichtete, werden „vierzig Forschungseinrichtungen aus der Sowjetunion und den anderen RGW-Ländern in einem internationalen Laboratorium in Moskau gemeinsam an der Entwicklung einer supraleitenden kryoelektroenergetischen Anlage sowie an der Schaffung von Kryofernleitungen arbeiten. Das Institut ‚Mosenergoprojekt‘ hat mit der Ausführung des endgültigen Projekts dieses internationalen energetischen Forschungskomplexes begonnen.“ Die Projektanten haben sich bemüht, schrieb die Zeitung weiter, „all das zu berücksichtigen, was für eine rasche Verwirklichung der Ideen des internationalen Forschungszentrums erforderlich ist… ‚Der Forschungskomplex‘, sagte der Chefingenieur des Projekts, R. Ginsburg, ‚kann später erweitert werden. Er befindet sich in der Nähe eines der großen energetischen Korridore, die Moskau mit Energie versorgen. Die Überleitung von Neuerungen in die Produktion kann also mit der wissenschaftlichen Tätigkeit einhergehen.‘“

Extreme Hitze durch extreme Kälte

Die aussichtsreichste künftige Energiequelle, an der Wissenschaftler und Techniker in aller Welt arbeiten, ist die gesteuerte Kernfusion. In diesem Prozeß werden Atomkerne nicht gespalten, sondern miteinander verschmolzen, fusioniert. Die dabei freiwerdenden Energien sind enorm. In unkontrollierter Form ist die Wasserstoffbombe ein Beispiel für die Kernfusion. Zur friedlichen Nutzung ist jedoch ein zeitlich langsamerer, kontrollierbarer Ablauf der Fusion notwendig, ein Problem, das gegenwärtig technisch noch nicht endgültig gelöst ist. Einen vielversprechenden Weg zum Ziel beschritten die Wissenschaftler des Moskauer Kurtschatow-Instituts. Sie entwickelten die Anlagen zum Typ „Tokamak“. Tokamak-Anlagen arbeiten heute in vielen Laboratorien der Welt.
Kernstück von Tokamak ist eine ringförmige Kammer, in der das auf …zig Millionen Grad aufgeheizte Plasma durch starke Magnetfelder in der Schwebe gehalten werden muß. Denn bei der geringsten Berührung der Kammerwand kühlt es sich sofort ab. Außerdem würde bei diesen Temperaturen die Reaktorwand verdampfen. Der Magnet, der die Kammer umgibt, ist viele Tonnen schwer und verbraucht soviel Strom, daß ein eigenes Kraftwerk nötig ist.
Die Entdeckungen auf dem Gebiet der Tieftemperaturphysik ebneten

Der kritische Punkt

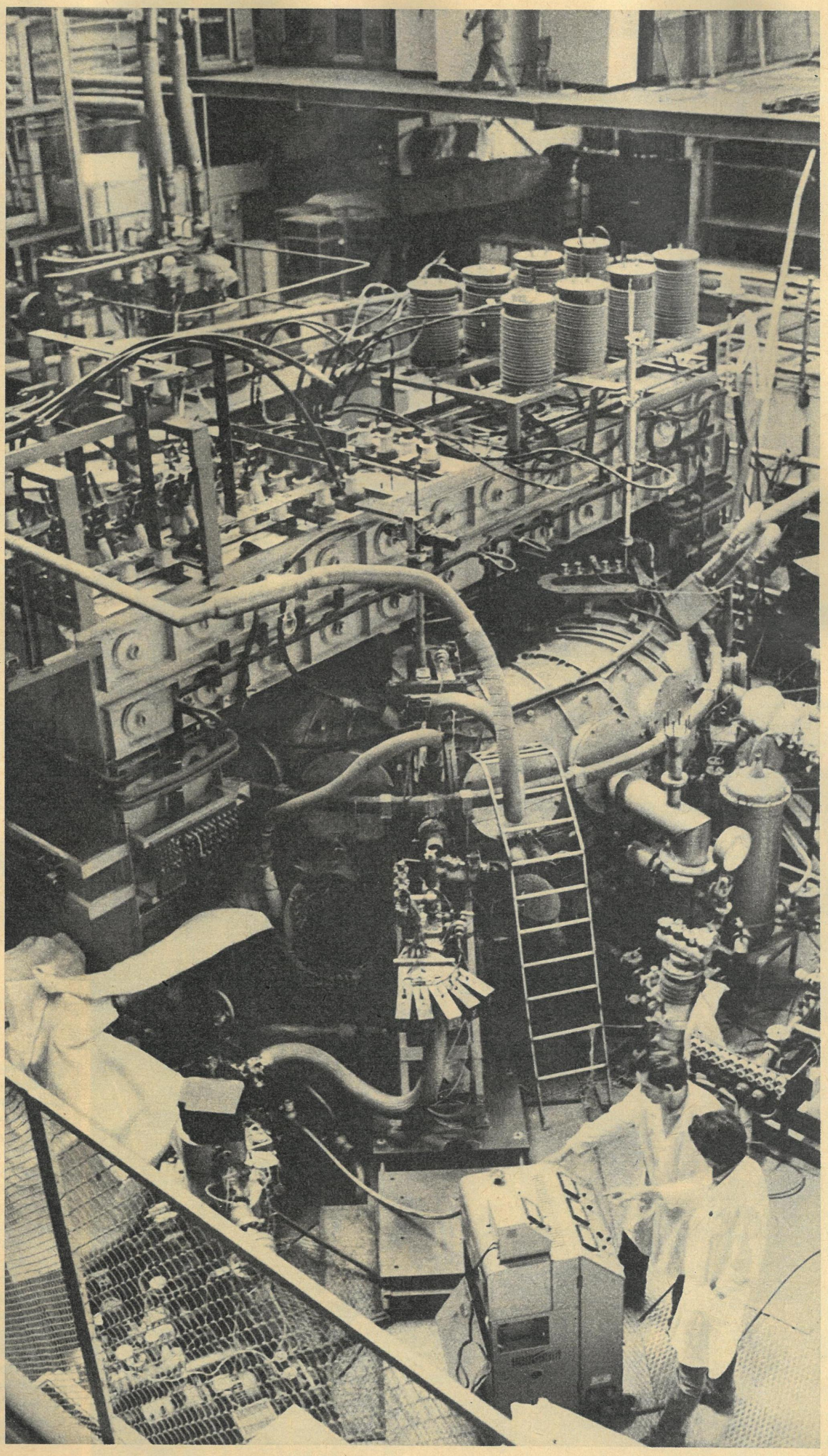
Spezialisten der wissenschaftlichen Produktionsvereinigung „Kryogenmasch“ erörtern ein neues Projekt. Im Vordergrund des Fotos befindet sich das Modell einer Thermovakuumkammer, die Weltraumbedingungen auf der Erde simuliert.

auch bei den Tokamak-Anlagen neue Bahnen. Erstmalig setzten die sowjetischen Physiker ein supraleitendes Magnetsystem ein. Zwei Tage und zwei Nächte dauert es, bis der 12-Tonnen-Koloß auf −269 Grad Celsius abgekühlt ist. Während die in ihren Parametern ähnliche, jedoch noch mit klassischen Elektromagneten ausgerüstete Anlage Tokamak-10 ein Kraftwerk zur Lieferung von Stromimpulsen von 200 000 Kilowatt Leistung erforderte, begnügt sich das Modell 7 mit dem vierhundertsten Teil der Energie. Und schließlich ist Tokamak 7 bei den Herstellungskosten um das Dreifache billiger.

Tiefgekühlte Antennen

Supraleitkabel statt Hochspannungstrassen und supraleitende Magnetfelder in Fusionsreaktoren sind nur zwei Beispiele für die Zukunftsträchtigkeit der Kryogenik. Kürzlich wurde in Leningrad der erste Kryogenerator der Welt erprobt. Der 20-Megawatt-Generator, dessen Rotor flüssiges Helium kühlt, ist der Vorläufer von neuen leistungsstarken Großaggregaten bis zu 5000 Megawatt und mehr. Darüber hinaus hat die Supraleitung bereits viele andere zukunftsträchtige Anwendungen. Dazu gehören Magnetkissenbahnen, leistungsfähige Beschleunigeranlagen, Aggregate zur Erztrennung oder superempfindliche Meßgeräte für die Forschung.

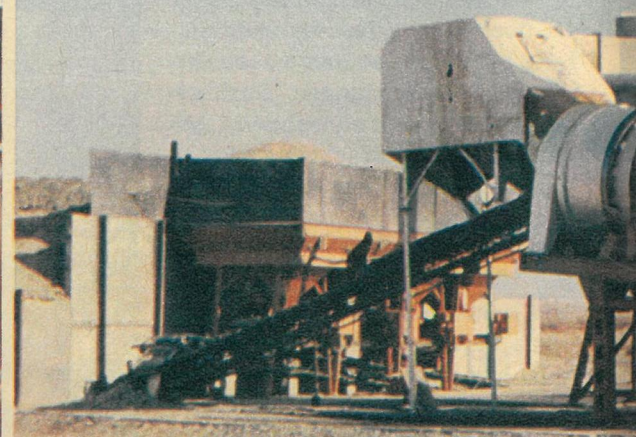
Das Interesse von Wissenschaft und Industrie an tiefsten Temperaturen indes geht noch weiter: Organe und Blut werden heute schon bei der Temperatur des flüssigen Stickstoffs (−196 Grad Celsius) konserviert. Die Metallurgie benötigt große Mengen flüssigen Sauerstoffs, empfindliche Antennen für den Empfang schwacher Gravitations- und Radiosignale aus dem All sind tiefgekühlt, und Raketentriebwerke verbrennen Tonnen an flüssigen Gasen während jeder Sekunde ihres Betriebes. Nicht zuletzt ist der flüssige Wasserstoff der effektivste und umweltfreundlichste Energieträger, den wir kennen: Er verbrennt zu nichts anderem als zu Wasser.



Das Modell von Tokamak 7, einer der aussichtsreichsten Anlagen der Welt zur Realisierung der gesteuerten Kernfusion. Obwohl von gleicher Leistungsfähigkeit wie der Vorgängertyp, konnten hier erstmals durch den Einsatz supraleitender Magnetspulen die Herstellungskosten und der Stromverbrauch drastisch gesenkt werden.

Fotos: Schijanowski, APN

Premiere im usbekischen Chiwa für die 300. in die Sowjetunion gelieferte „teltomat-Fabrik". FREIE WELT-Reporter Jürgen Geitner (Text) und Volkmar Billeb (Foto) waren Augenzeugen.



Ein ungewöhnlicher Ort, um einen Handel zu besiegeln. Am Rande der Karakum, nahe der legendenumwobenen Wüstenstadt Chiwa, wurde das Übergabeprotokoll für ein Straßenbauaggregat aus der DDR unterzeichnet (Foto rechts unten). Mit einem Folkloreprogramm umrahmten die Einwohner das Ereignis, drückten in Tanz und Gesang ihre Freude über diese neue Errungenschaft aus. Wissen sie doch von ihren Vätern, daß es vor knapp 50 Jahren in diesem mittelasiatischen Landstrich nicht eine einzige befestigte Straße gab. Heutzutage nutzen die usbekischen Bauarbeiter Straßenbaumaschinen aus unserer Republik, um ihr weitverzweigtes Straßennetz zu verbessern und auszubauen. Diesmal zogen die Kolchosbauern des Ortes als erste Nutzen aus der neuen „teltomat", die stündlich 100 Tonnen Asphaltbeton herstellen kann. Mit der Premierenmischung befestigten sie ihren weiträumig angelegten Baumwollagerplatz. Das wird sie künftig vor Ernteverlusten bewahren.
Bei der Premiere dabei war auch Rolf Wagner, Be-

Bitumen-Köche

triebsdirektor des VEB „teltomat". Er sagte uns: „Bei solch einem Ereignis geht einem manches durch den Kopf. Es ist Anerkennung sowohl für die Arbeit der über 650 Kollegen unseres Betriebes, der vielen Zulieferer aus der DDR, als auch der Partner aus Polen und Ungarn, die an diesem Integrationsobjekt mitwirken. Es ist zugleich Verpflichtung, nicht nachzulassen bei der technischen Weiterentwicklung der Erzeugnisse, bei der Sicherung höchster Qualität. Darauf orientiert auch unser neuer Wettbewerb, das beinhaltet unser Kampfprogramm zur Vorbereitung des XI. Parteitages der SED."

Die Teltower haben bisher über 1000 Anlagen in viele Länder verkauft. Ihre Erzeugnisse sind nach wie vor begehrt. Das Erfolgsrezept: täglich um wissenschaftlich-technischen Höchststand ringen, dabei niemals das Erreichte mit dem Erreichbaren verwechseln. Der Erneuerungsgrad ihrer Produktion soll im Jahre 1985 30 Prozent betragen. Dabei orientieren sie sich weitgehend an den Kundenwünschen. So benötigte der sowjetische Partner eine auf seine speziellen Bedürfnisse zugeschnittene Anlage. Sie wurde entwickelt und ab 1985 geliefert. Rolf Wagner: „Gleichzeitig richten wir unser Augenmerk auf die Automatisierung der Erzeugnisse. Wir komplettieren sie mit einer mikroelektronisch gesteuerten Dosiereinrichtung, die ein optimales Mischungsverhältnis garantiert, so Zuschlagstoffe sparen hilft."

Auf ein Volumen von 15 Milliarden Rubel soll der Außenhandel zwischen der DDR und der UdSSR in diesem Jahr anwachsen. Er besteht aus Tausenden Positionen. Eine davon: die zuverlässigen „teltomat-Fabriken". Über 80 wollen die Arbeiter und Ingenieure aus dem Märkischen 1985 für ihre sowjetischen Partner fertigen. Rolf Wagner: „Unser Beitrag für eine enge und langfristige wissenschaftlich-technische Kooperation. Wir haben dabei längst 1986 im Blick, das Parteitagsjahr, in dem wir Numero 500 an unsere Freunde liefern werden; sie ist für die Moldauische Sowjetrepublik bestimmt. Wir bereiten also planmäßig das nächste Jubiläum vor."

● Wörtlich

So wie wir den Kannibalismus überwunden und die Sklaverei ausgerottet haben, werden wir auch die atomaren Waffen besiegen.

Dr. Frouwke Laning-Boersema, christdemokratische Abgeordnete, Niederlande

● Kurz berichtet

Ein Diamant von 71,55 Karat (1k = 0,2g) wurde im ostsibirischen Mineralaufbereitungskombinat JAKUTALMAS zu Tage gefördert. Das Prachtexemplar – ein ebenmäßiger Oktaeder (Achtflächner) – erhielt zur Erinnerung an die ermordete indische Ministerpräsidentin Indira Gandhi ihren Namen.

Der Ursprung der einzigartigen Radioimpulse des Jupiter wurde jetzt von sowjetischen Wissenschaftlern in Charkow mit Hilfe des größten Dekameterwellen-Radioteleskops der Welt enträtselt. Aus dem Südpolargebiet des größten Planeten unseres Sonnensystems fließt zu dessen nächsten Satelliten ein zehn Millionen Ampere starker Elektronenstrom, der eine Kurzimpulsstrahlung erzeugt und somit Jupiter zu einer Art Funkboje des Weltalls macht.

„Wiezy przyjaźni" (Freundschaftsbande) ist der Titel einer Anthologie mit Werken sowjetischer und polnischer Autoren, die vom „Raduga"-Verlag und dem Verlag „Książka i Wiedza" gemeinsam herausgegeben wurde.

● Aufgespießt

Laut „Washington Post" sind im neuen Finanzjahr für die Produktion neuer Arten von US-Atomgranaten 1,1 Milliarden Dollar eingeplant. Die Granaten für 155-mm-Geschütze und 8zöllige Haubitzen sollen auf dem Territorium einiger Länder Westeuropas gelagert werden.

„Da Sie so anhänglich sind, Miss Europa, lege ich Ihnen alles zu Füßen."

aus „Trud", Moskau

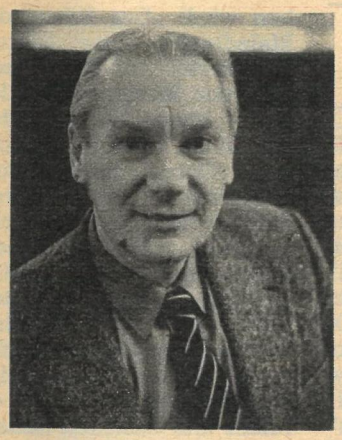
Cockpit an Kontrollturm:

Ein Passagier mehr an Bord

Eigentlich sollte die stupsnäsige Ljudmila (oben) an der Ostseeküste und erst im neuen Jahr zur Welt kommen. Geboren aber wurde sie am 12. Dezember 1984 auf halber Strecke zwischen Pazifikküste und Ural. Dabei hatte es Ljudmila in den ersten Stunden ihres Lebens offenbar in jeder Hinsicht sehr eilig: Sie raste mit 900 km/h an Bord einer IL 62 der Aeroflot, die sich auf dem Linienflug vom fernöstlichen Chabarowsk nach Moskau befand. Kurz vor dem Abflug, schon an der Gangway, fühlte sich Irina Smirdina, die Mutter in spe, mit einem Mal schlecht und fiel der Chefstewardess sofort auf. Ljudmila Titarowa, selbst Mutter, führte die junge Frau zu ihrem Platz, brachte die Rückenlehne des Sessels in die bequemste Lage. „Wenn Sie sonst noch irgend etwas brauchen..." Irina dankte mit einem verlegenen Lächeln, schloß die Augen und war schon in Gedanken im fernen-nahen Litauen, wohin sie via Moskau fliegen wollte. Kaum aber hatte die Maschine an Höhe gewonnen, war Irinas Kraft verbraucht. Der Schmerz war nicht mehr aufzuhalten, die ersten Vorwehen setzten ein. Die Stewardess erkannte sogleich den Ernst der Lage. Während sie unter den Passagieren nach einem Arzt suchte,, bauten ihre Kolleginnen den Raum zwischen der Bordküche und dem zweiten Salon zum „fliegenden Kreißsaal" um. Als Hebamme fungierte die inzwischen gefundene Chirurgin Ljudmila Podchomutnikowa, unterstützt von der Krankenschwester Ljudmila Juschkinowa. Um 10 Uhr 49 Minuten Moskauer Zeit teilte der Flugkapitän über Bordlautsprecher die Geburt des neuen Erdenbürgers mit: „Ein Mädchen, 49 Zentimeter, und 2600 Gramm schwer. Mutter und Kind sind wohlauf." Kaum war das Funktelegramm über das „besondere Vorkommnis" auf dem Flug Nr. 26 in der Bodenleitstelle von Scheremetjewo-1 eingetroffen, verbreitete sich die Kunde in Blitzeseile unter dem gesamten Flughafenpersonal. Der Flugdienstleiter erteilte Anweisung, den Stellplatz Nr. 1 freizumachen, bei dem die Maschine am dichtesten ans Abfertigungsgebäude heranrollen kann. Über den Notruf 03 wurde eine Spezialeinsatzgruppe der Schnellen Medizinischen Hilfe zum Flugplatz gerufen. Als das Flugzeug endlich auf den Radarschirmen des Kontrollturms erschien, eilten die Schneeräumfahrzeuge zum letzten Mal auf die Rollbahn. Auf die Minute genau zur vorgeschriebenen Zeit, eine halbe Stunde vor dem für 16.05 Uhr festgesetzten Aufsetzen, nahm die IL 62 den Sprechfunkkontakt zur Moskauer Bodenleitstelle auf: Flug Nummer 26, aus Chabarowsk kommend, bittet um Landeerlaubnis. An Bord 136 Passagiere – einer mehr als beim Abflug...

Dietrich Pätzold (Text)
Jelena Glasetschewa (Fotos)

Am 12. Dezember 1984 wurden in der Sowjetunion 14722 Menschen geboren. Einer davon erlebte seine Geburt über den Wolken des großen Landes: Das Mädchen Ljudmila Smirdina, im Foto oben schon auf festem Boden.



Viel Neues vom Fisch...

Auskünfte für FREIE WELT über Eindrücke, Begegnungen und Resultate seiner Reise in die DDR gab Wladimir Kamenzew, Minister für Fischwirtschaft der UdSSR.

Nicht zum ersten Mal sind Sie in unserem Land, längst kennen Sie unsere Fischer, unsere Schiffbauer...

Ja, aber geraume Zeit ist seither vergangen. Als ich jetzt Stralsund und Rostock wiedersah, erinnerte ich mich daran, wie wir 1962 in Warnemünde das erste, seinerzeit dreiseitige Fischereiabkommen zwischen der UdSSR, DDR und VR Polen berieten und beschlossen. Würde uns damals jemand gesagt haben, daß unser Zweig, unsere Flotten, unsere Zusammenarbeit zwei Jahrzehnte später den hohen Stand erreichen werden wie er heute Wirklichkeit ist, hätten wir ihn, bei allem Optimismus, wohl für einen Phantasten gehalten.

Kürzlich unterzeichneten Sie gemeinsam mit ihrem Ministerkollegen Dr. Udo-Dieter Wange ein neues, langfristiges Fischereiabkommen. Worauf zielt es?

Schon in der Vergangenheit haben wir vieles gemeinsam angepackt – und viel dabei erreicht. Doch das Leben stellt immer neue Anforderungen. Vor uns liegen große Aufgaben, aber auch große Perspektiven. Der Fischfang in der Welt hat sich grundlegend verändert. Vereint suchen wir nach Lösungen für die anstehenden Fragen. Jeder weiß zum Beispiel, daß die Arbeit der Fischer auf See nach wie vor schwer ist – wir müssen sie erleichtern, müssen zugleich die Arbeitsproduktivität rasch und entschieden erhöhen, an Bord wie an Land. Hinzu kommt, den Rohstoff Fisch noch optimaler für die menschliche Ernährung zu nutzen, neue und begehrte Fischprodukte auf den Markt zu bringen.

Mit den Stralsunder Schiffbauern erlebten Sie die Kiellegung des Fabriktrawlers 488. Wie ist Ihr Eindruck von diesem neuen Schiff, dem bisher größten der Volkswerft?

Wie bei allen Stralsunder Schiffen bisher, ist auch die Entwicklung des Fabriktrawlers das Ergebnis gemeinsam eingebrachter Erfahrungen – von den Schiffbauern der DDR wie von unseren Fischern. In Stralsund sprach ich mit einigen unserer Kapitäne und konnte dabei spüren, wie eng das Miteinander geworden ist und wie sehr beide Seiten einander helfen. Gegenüber dem Supertrawler, von dem es mehr als 180 Schiffe in unserer Flotte gibt, erhöht sich die Aktionsweite auf das Anderthalbfache. Die Fangausrüstung ermöglicht, 800 Meter tiefer zu fischen, also bis 2000 Meter, und der gefangene Fisch kann noch besser, vollständiger genutzt werden. Ich bin überzeugt, daß dem Fabriktrawler derzeit auf den internationalen Fangplätzen nichts gleiches begegnet...

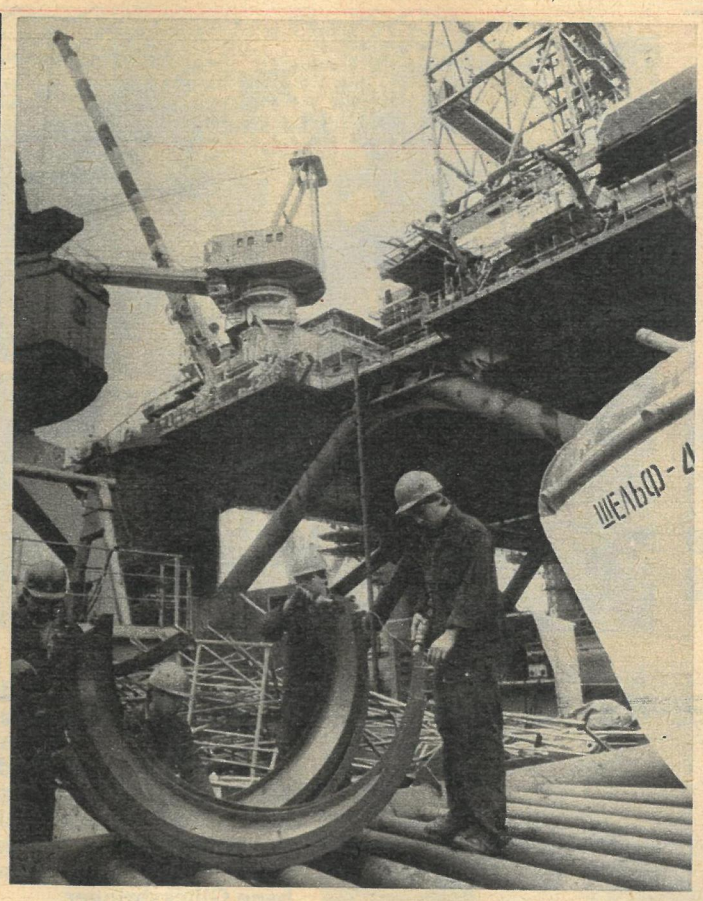
Für August dieses Jahres sind die Fischerei-Schiffbauer der Welt erneut nach Leningrad eingeladen – zur 4. INRYBPROM-Ausstellung. Womit wird sich – nach Ihrer Voraussicht – der sowjetische Fischereischiffbau präsentieren?

Es ist wiederum ein internationaler Vergleich führender Schiffbauländer – und jeder wird sein Bestes zeigen. Ich rechne zum Beispiel damit, daß Leningrader Schiffbauer ihr Schiff, das speziell für den Fang von antarktischem Krill entwickelt wurde, vorstellen, eine andere Werft ein Fischerei-Forschungsschiff mit leistungsfähiger Unterwasser-Apparatur. Ziemlich sicher werden auch kleinere Fangschiffe für unsere Binnengewässer zu sehen sein.

Es gab viele Gespräche, Begegnungen während Ihres Aufenthalts. Mit welchen Gefühlen fliegen Sie nach Hause?

Mit der Überzeugung, daß wir zum Erreichen gemeinsamer Ziele den richtigen Weg kennen und die erforderlichen Schritte dafür gehen – und zwar auf lange Sicht. Auch bei uns ist es üblich, Gäste mit den Worten zu empfangen: „Fühlt euch wie zu Hause!" Wir empfanden in all diesen Tagen hier, wirklich „wie zu Hause" zu sein. Unsere Gespräche waren offen, gründlich und ergebnisreich.

Interview: Helmuth Pelzer



Schatzsucher

Riesige Bohrinseln vom Typ „Schelf", die für die Erkundung und Erschließung submariner Erdöl- und Erdgaslagerstätten bestimmt sind, werden auf der bei Leningrad gelegenen Schiffswerft in Wyborg produziert. Nach Astrachan ist Wyborg der zweite sowjetische Schiffbaubetrieb, der solche gigantischen Anlagen in großen Stückzahlen herstellt.

Hotelriese

Shanghai, eine der bedeutendsten Hafen- und Industriestädte Chinas, zählt heute etwa 15 Millionen Einwohner. Gegenwärtig entsteht an der Uferpromenade des Huangpu-Flusses ein weiteres für die Gäste der Großstadt am Gelben Meer bestimmtes Hochhaus-Hotel.

Forstpflege

Im Gebiet der Überschwemmungswälder von U Minh gehören Pflege- und Aufforstungsarbeiten zum Alltag. Diese Waldzone war durch die chemische Kriegführung der USA-Aggressoren schwer geschädigt worden. Landesweit konnten '84 in Vietnam 125 000 ha aufgeforstet werden.

Heldenmut

Ob Anja schon weiß, wofür ihre Großmutter Maria Schtscherbatschenko aus Kiew Held der Sowjetunion wurde, wofür sie die Florence-Nightingale-Medaille erhielt? Als Frontkrankenschwester trug sie bei der Befreiung der Ukraine an drei Tagen über hundert Verwundete aus dem Feuer.

Großserie

Das zweimotorige Turboprop-Flugzeug An 28, entworfen im Kiewer Antonow-Konstruktionsbüro, wird jetzt im Rahmen der RGW-Kooperation von der polnischen Luftfahrtindustrie in Großserie gebaut. Ihre endgültige Gestalt erhalten die schnellen Vögel beim Finalproduzenten, dem Flugzeugwerk in Mielec.

Jahreswechsel im Sowjetland

DER KUPFERRECKE ist gern gesehener Gast in den Straßen von Tallinn. Er soll einst bei ritterlichen Kampfspielen selbst das Stadtoberhaupt geschlagen haben und wurde dafür Stadthüter. Vana Toomas heißt der legendenumwobene Glücksbringer.

FRISCHE BLUMEN sind ein prächtiges Neujahrsgeschenk. So meint Väterchen Frost, der die in der moldauischen Gärtnerei „Viktoria" gezogenen Blütenwunder begutachtet, bevor sie in die Gebiete nördlich des Polarkreises reisen.

SELBST RÄUBER lassen sich vom Freund aller Kinder mühelos fangen. Der Hecht, versicherte der Bildreporter, vertreibe auch mittelgroße Neujahrskater.

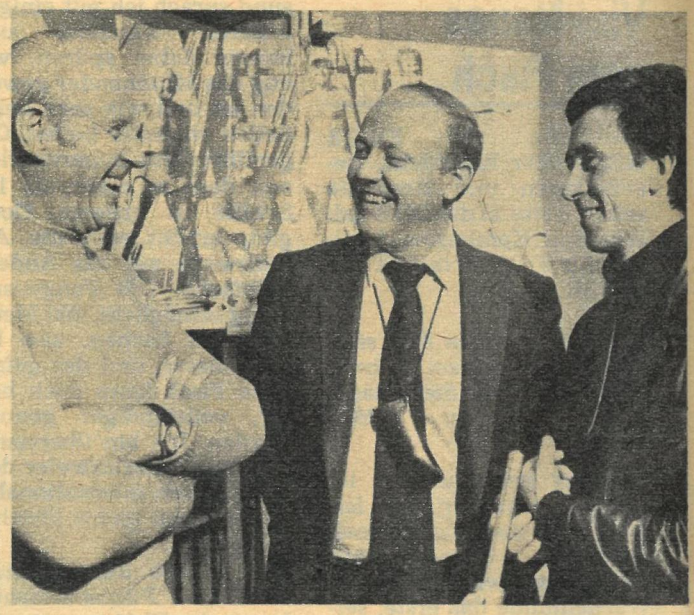
PIPARKUKAS, was auf lettisch nichts anderes heißt als Pfefferkuchen, gehören in dieser Ostseerepublik zu den beliebten Silvesternäschereien. Bei ihrer Formgebung sind der Fantasie und dem Erfindungsreichtum der fleißigen Bäkker keine Grenzen gesetzt.

NICHT TANNE muß es immer sein, wenn's um den immergrünen Baum zur Jahreswende geht. Und so werden denn, während im Norden eisige Schneestürme toben, im Süden – auch im georgischen Schwarzmeerkurort Suchumi – Palmen zum Feste geschmückt, wird froh getanzt, dem alten Brauche treu.

Heyerdahl auf neuen Spuren...

Eine Zeitlang schien es, als sei es ruhiger geworden um den ruhelosen Seefahrer, der so viele Meeresabenteuer glücklich bestand – mit seinem Balsafloß „Kon-Tiki" quer über den Pazifik, schließlich unter UNO-Flagge und mit internationaler Crew auf den Papyrusbooten „Ra", „Ra II" (ganz unten) sowie „Tigris" über Atlantik und Indik. All dem war, 1937, die einjährige Robinsonade weniger Getreuer auf der Marquesasinsel Fatu Hive vorausgegangen. Als Thor Heyerdahl, damals 34jährig, erstmals seine Hypothese kundtat, daß es vorzeiten eine Art „maritime Völkerwanderung" – hinweg über die Ozeane – gegeben habe, quittierten es einschlägige Koryphäen noch stirnrunzelnd oder schmunzelnd. Doch Heyerdahl, seit langem Professor, Akademiemitglied und weltbekannter Buchautor, hat durch seine spektakulären Expeditionen mit Floß und Booten – originalnachgebaut – schlüssige Beweise dafür erbracht: „Der Ozean hat die Zivilisation nicht getrennt, im Gegenteil, er hat sie vereinigt." Kernsatz auch jüngst bei der Gastlektion vor Leningrader Studenten. Kurz nach seinem 70. Geburtstag war er neuerlich – und bereits zum sechsten Mal – in die UdSSR gekommen, absolvierte dabei ein dichtgedrängtes Programm (Bild oben: mit Forschungskosmonaut Oleg Atkow und Juri Senkewitsch, Bordarzt auf „Ra" und „Tigris", im TV-Studio). Seinem Moskauer Verleger konnte er zusichern, daß er nach dem Buch „Die Kunst auf der Osterinsel" – vor zwei Jahren in der UdSSR erschienen – nächstens sein neuestes Manuskript übergeben wird: „Das Rätsel der Malediven". Eine Statue, unerwartet auf den – seit 1153 von Moslems besiedelten – Malediven gefunden (der Koran verbietet bildliche Darstellungen vom Menschen), hatte Heyerdahl zu neuer Spurensuche gebracht. Resultat: Entdekkung eines Tempels frühzeitlicher Sonnenanbeter, die noch vor Hindus, Buddhisten und nachfolgend Moslems die heutige Malediveninsel Gawgan erreicht und besiedelt hatten. Zu seiner UdSSR-Visite bekundete der Gast dem „Prawda"-Reporter Gorochow, daß diese „genau genommen schon der siebente Aufenthalt in der Sowjetunion" sei: Als norwegischer Fallschirm-Offizier hatte er, von Poljarni aus, an der Seite von Rotarmisten und Nordmeermatrosen an der Befreiung der ersten Stadt seiner Heimat, Kirkenes, teilgenommen. Zwei von seinen einstigen Kampfgefährten begegnete er in Leningrad bewegten Herzens wieder, und er sagte: „Diese Zeit wird mir immer unvergessen bleiben. Euer Volk hat unserem Volk geholfen, sich von der faschistischen Okkupation zu befreien."

Heiner Heinze



Jubiläum einer Sturmgeborenen

Vom Sturm getrieben rettete Kapitän Chansler sein Schiff in die Mündung der Nördlichen Dwina. Es war ein Augusttag im Jahre 1553, der den englischen Fahrensmann zum Paten des künftigen Archangelsk machen sollte. Von Iwan dem Schrecklichen erhielt der clevere, sich selbst zum englischen Botschafter ernannte Seemann die Vollmacht für einen freien Handel im russischen Norden. Es sollten jedoch noch mehr als dreißig Jahre vergehen bis die neue und erste russische Hafenstadt gegründet wurde. 1584 erschien Nowocholmogory – seit 1613 Archangelski, später Archangelsk genannt – in den Chroniken. Reger Marktbetrieb entwickelte sich. Aber der wahre Aufschwung der Stadt setzte mit Peter I. ein, der 1694 eigenhändig den Bau der ersten russischen Werft und des ersten Hochseeschiffes des Landes begann. Bis zum Jahre 1707 war Archangelsk Rußlands einziger Exporthafen. Mit dem Bau von Petersburg verlor die Stadt ein wenig an Bedeutung, blieb aber der größte Holzhafen. In der Geschichte der russischen revolutionären Arbeiterbewegung spielte Archangelsk ebenfalls keine geringe Rolle. 1903 wurde hier ein Komitee der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei Rußlands gegründet. Die in London gedruckte Zeitung „Iskra" wurde illegal im Archangelsker Hafen umgeschlagen. Engländer spielten auch bei der Geburt des neuen, sowjetischen Archangelsk eine Rolle, allerdings eine unrühmliche. Zusammen mit französischen und US-amerikanischen Interventionstruppen gaben sie den einheimischen Konterrevolutionären Schützenhilfe im Kampf gegen die junge Sowjetmacht... Heute zählt die Vierhundertjährige über 400000 Einwohner – einzige Stadt dieser Größenordnung nördlich des 64. Breitengrades. Vierzig Kilometer zieht sie sich an den Ufern der Nördlichen Dwina hin, auf einem Territorium von 300 Quadratkilometern. Und kaum eine Familie gibt es, die nicht auf irgendeine Weise mit dem Meer verbunden wäre. Verständlich also, daß Archangelsk zwei maritime Lehranstalten besitzt. Der Generalplan zur weiteren Entwicklung der Stadt reicht bis ins Jahr 2010. Und täglich wird im Hafen Sägeholz für 30 Länder der Erde verschifft. *Hajo Obuchoff*

Das Nachspiel eines Rekordes

Sein Weltrekord von 104,80 Metern (Foto unten) hatte für den Speerwerfer Uwe Hohn kürzlich noch ein sehr angenehmes Nachspiel: Er wurde „DDR-Sportler des Jahres". Zwischen der Siegerproklamation und einer Autogrammstunde für Tausende, einem Auftritt als Bowlingkegler beim unbeschwerten Kampf um den Titel „Sportler des Tages" und dem Anschneiden der Festtorte (Foto oben: gemeinsam mit Katarina Witt, der „DDR-Sportlerin des Jahres") mußte er in Interviews und Gesprächen immer wieder auf jenen „Hunderter" zurückkommen, der ihn weltweit bekannt machte. „Für mich selbst und alle anderen Speerwerfer", sagte er, „ist dieser Weltrekord jenseits der 100-m-Marke ein Anreiz." Auch in der Sowjetunion, dem Land der Speerwurf-Geschichtsschreiber Viktor Zybulenko und Jānis Lūsis, wurde über Hohns „Wurf ins 21. Jahrhundert" und dessen Analogie zu Bob Beamons 8,90-m-Weitsprung rege diskutiert. Zu diesem Thema meldete sich auch Professor Wladimir Kusnezow zu Wort, in den fünfziger Jahren selbst einer der besten Speerwerfer der Welt: „Der zehnfache finnische Weltrekordler Matti Järvinen prophezeite 1937, am Ende seiner Karriere angelangt, für die vierziger Jahre den ersten 100-m-Wurf – und irrte gewaltig. Später hatte ich mit einer solchen Prognose ebenfalls Pech und verschätzte mich um zwanzig Jahre. Wenn Uwe Hohn nun 104,80 m weit warf, läßt das aus meiner Sicht den Schluß zu, daß so etwas wahrscheinlich nur der kann, der fast zwei Meter groß ist, zwei Zentner wiegt und über einen geradezu phänomenalen Armzug verfügt. Ich erinnere mich, daß ich einen flachen Stein 220 Meter weit warf und damit allen haushoch überlegen war. Um aber den Speer über ein ganzes Fußballfeld fliegen zu lassen wie jetzt Hohn, dazu fehlten mir dessen Gardemaße, seine idealen Hebelverhältnisse und die aus der physischen Kraft heraus entwickelten und perfektionierten Bewegungsabläufe und Techniken beim Abwurf." Der Sportpsychologe Dr. Nikolai Chudądow spricht vom möglichen „Zusammenbruch der psychischen Barriere, die 100 Meter hieß". Es habe sich im Sport schon oft so gefügt, daß sogenannte Traumgrenzen, wenn sie erst einmal erreicht wurden, „zu einer Art Trampelpfad für die anderen geworden sind". Seinen Glauben, Uwe Hohn werde trotz seines gewaltigen Rekordwurfes nicht ohne Konkurrenz bleiben, begründet Dr. Chudadow mit dem Satz: „Wenn wir mit unseren physischen Möglichkeiten schon auf der Zielgeraden angelangt sind, ist die psychologische Reserve noch längst nicht erschöpft. Das trifft übrigens nicht nur auf den Sport zu..."

Hans Christian

● Erfahrenes

Die Mode ist der ständige Konflikt des Alten mit dem Neuen. Sie ist seit jeher ein Zankapfel gewesen, und daran wird sich auch in Zukunft nichts ändern.
Slawa Saizew,
Modegestalter,
Moskau

● Am Rande

Dem Lehrer Narakass, einem begeisterten Petrijünger aus der lettischen Stadt Daugavpils, ging am Vortag des 5. Geburtstages seiner Tochter Kristina ein prachtvoller Wels an die Angel. Das schmackhafte Wassertier maß eineinhalb Meter und hatte zufällig genau das gleiche Gewicht wie das Geburtstagskind: 22 Kilogramm.

● Splitter

Weltweiter Tabakrauch führt nach Berechnungen sowjetischer Wissenschaftler mit jährlich durchschnittlich 14,8t Blei, 48,4t Kupfer, 10,5t Kadmium und großen Mengen anderer Metalle zur weiteren Verschmutzung der Erdatmosphäre. Kadmiumüberschuß erzeugt Bluthochdruck, schädigt die Leber und trägt vermutlich zur Krebsbildung bei.

Der Nahverkehr in Prag besitzt mit seinen 209 Straßenbahn-, Bus- und Metrolinien ein Streckennetz von fast 2000 Kilometern, was etwa der Entfernung Berlin–Moskau entspricht.

Immer ausgeklügelter werden die sportlichen Spiele mit dem Ball: Die Internationale Kanuföderation erörterte jüngst die Einführung des Kanu-Polo. In einem 50-Meter-Wasserbecken kämpfen zwei Mannschaften in je fünf, bis zu drei Meter langen „Paddelbooten" um die meisten Tore.

Redaktion: Horst Goldschmidt; Fotos: L. Willmann, K. Oberst (2), ADN/CAF, ADN/-ZB-Thieme, Silberstein TASS/J. Mosenshnik, W. Adamowitsch, W. Welikschanin, A. Schljachow, U. Paze, P. Wendelin, B. Kapnin, FW-Archiv; Vignette: D. Schüler

Im Zeichen der Zwillinge

Ein Beitrag unserer Moskauer Korrespondenten Dr. Dietrich Pätzold (Text) und Volkmar Billeb (Foto)

● „Ich – bist das du, und du – bin das ich?“ Die Frage eines Jungen an seinen Zwillingsbruder. Sie gab den Titel her für einen Dokumentarfilm, der kürzlich im sowjetischen Fernsehen gezeigt wurde und die Gemüter der Zuschauer bewegte. Selbst manchem Zeitgenossen ist es offenbar auch heute nicht ganz geheuer, wenn Zwillinge im Spiel sind. Es sind ja nicht nur die bekannten Verwechslungsszenen, die, von den Beteiligten aus Spaß an der Sache meist selbst provoziert, immer wieder für Aufregung sorgen. In einer großen Moskauer Kinderklinik geschah beispielsweise folgendes: Eine der Stationsschwestern mußte kurzfristig für eine ausgefallene Kollegin in der Aufnahmeabteilung einspringen. Als sie dort mitten in der Schicht den Dienst begann, glaubte sie ihren Sinnen nicht mehr trauen zu können: Gerade eingeliefert wurde, über heftige Schmerzen klagend, ein zwölfjähriges Mädchen – kein Zweifel, eines der Sorgenkinder ihrer eigenen Station, das vor wenigen Tagen operiert worden war und in seinem Zimmer einige Etagen höher im tiefen Schlaf lag, wie sich die Krankenschwester noch beim Weggehen dort überzeugt hatte...

„Es sollte sich dann herausstellen, daß die beiden Mädchen Zwillingsschwestern sind. Ihre Eltern waren kurz nach der Geburt bei einem Unfall ums Leben gekommen, und die Kinder wuchsen in völlig verschiedenen Familien auf. Mit nur wenigen Tagen Unterschied – und das ist zweifellos das interessante! – erkranken beide an ein und derselben chronischen Krankheit und werden – nichts weiter als ein Zufall der Großstadt – in ein und dieselbe Klinik eingeliefert“, schließt Professor Jewgenij Lilin seine Geschichte. Der Moskauer Mediziner, einer der Autoren des Films, arbeitet seit Jahren auf dem Gebiet der Zwillingsforschung und gehört zu den Organisatoren von sowjetischen Fachkongressen zu diesem Thema.

„In Europa kommen bei rund einhundert Geburten einmal Zwillinge zur Welt“, erzählt er uns. „Die weitverbreitete Meinung aber, daß die Zahl der Zwillingsgeburten in den letzten Jahren in unseren Breiten aus irgendwelchen Gründen merklich zugenommen habe, ist – derart pauschal formuliert – unbegründet.

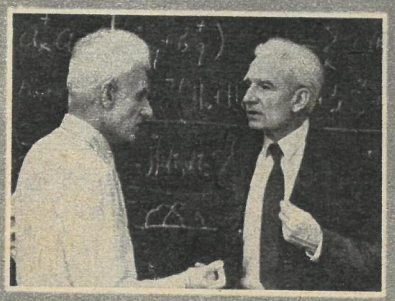
Ganz im Gegenteil! Für das alte Moskau habe ich mir mal die Mühe gemacht und knapp 30 000 Eintragungen im Geburtenregister der Kirche aus dem 18. und 19. Jahrhundert analysiert. Was glauben Sie, was dabei herausgekommen ist?

Für die beiden Knirpse im Moskauer Planetarium ist das ihre erste nähere Bekanntschaft mit der Welt der Sterne. Der eine unverkennbar die Kopie des anderen, sind sie das menschliche Gegenstück eines Doppelspiels im Kosmos: jener vier Gestirne am nördlichen Nachthimmel, die paarweise einander Spiegelbild zu sein scheinen und auf dem großen Himmelsglobus zum Sternbild der Zwillinge verbunden wurden. Eines von zwölf Tierkreiszeichen übrigens, ohne welche die Astrologen bei ihrer Wahrsagerei nicht auskommen. Dunkle Mythen und Zauber aller Art umgaben auch die Doppelgeburten auf Erden. Das hat sich erst geändert, seit die Zwillingsforschung selbst zur Wissenschaft wurde.

● Zwillinge kommen oft als Frühgeborene und mit merklichem Untergewicht zur Welt, wenn es vorher keine besondere medizinische Betreuung gegeben hat.

● Einelige Zwillinge sind von ein und demselben Genotyp, doch in der Psyche und in den körperlichen Merkmalen nicht völlig identisch.

● Sind sportliches Talent oder andere Begabungen bei Zwillingen besonders ausgeprägt, so für einelige in der Regel gleichermaßen.



● Einelige Zwillinge haben auch ähnliche Neigungen und eine gleiche Art des Denkens, wie ihre bioelektrische Hirntätigkeit belegt.

● Die Doppelgänger erreichen normalerweise das gleiche Alter und sterben bei natürlichem Tod häufig mit relativ geringem Zeitunterschied.

Im Zeichen der Zwillinge

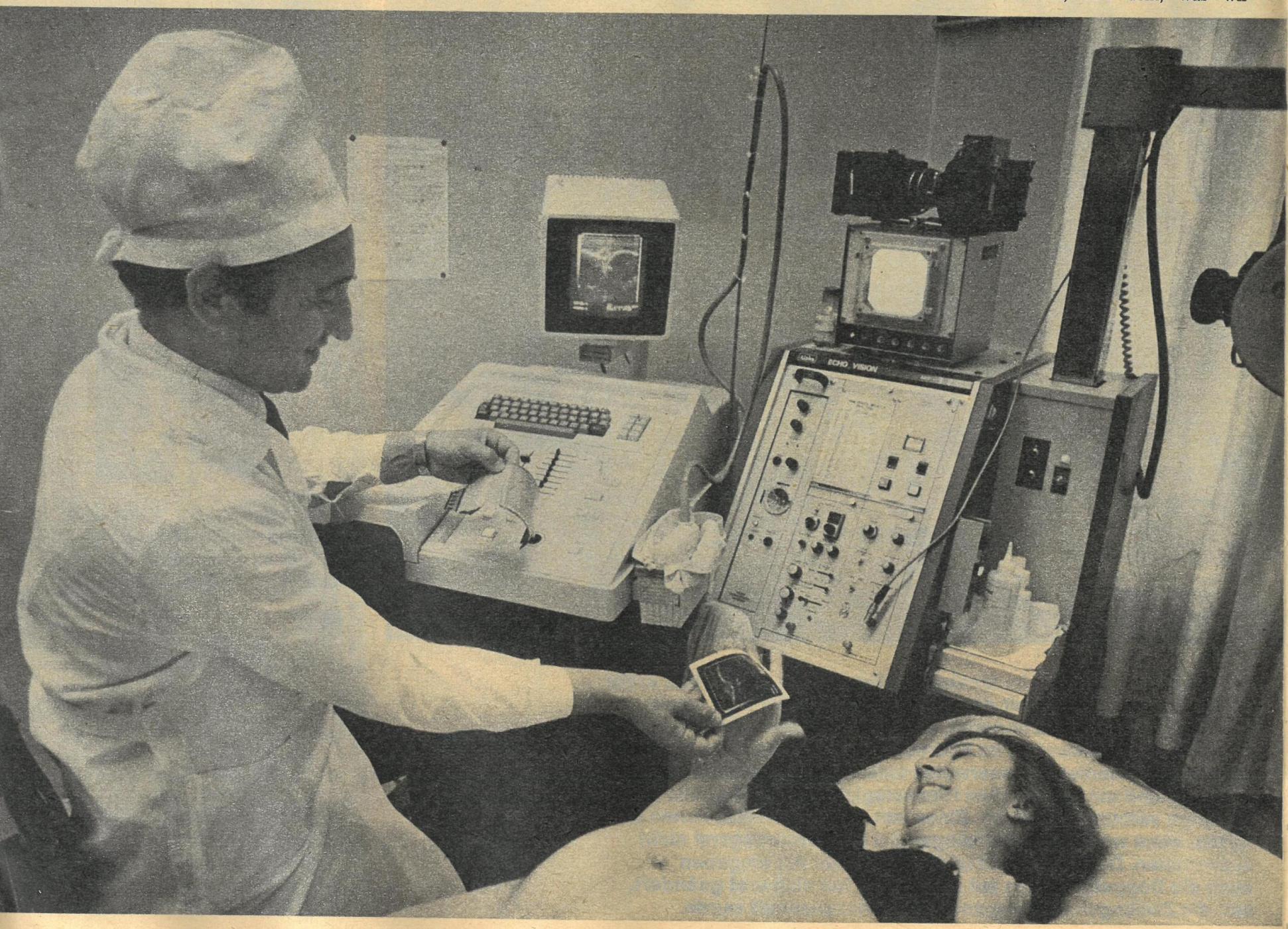
Nun, die Zahl der Zwillingsgeburten lag zu jenen Zeiten sogar um ungefähr 25 Prozent über der jetzigen Rate! Übrigens berichten die alten Chroniken auch von sich häufenden Mehrlingsgeburten in einer Familie, wie wir sie uns heute kaum noch vorstellen können. So wurde im Jahre 1755 am Hofe der Zarin Elisabeth der Bauer Jakow Kirillow aus dem Dorfe Wwedanski vorstellig, der damals 60 Jahre alt war und die zweite Frau hatte. Die erste gebar ihm in 21 Schwangerschaften sage und schreibe 57 Kinder: viermal Vierlinge, siebenmal Drillinge und zehnmal Zwillinge. Die zweite in sieben Schwangerschaften nochmal 15 Kinder: einmal Drillinge und sechsmal Zwillinge."

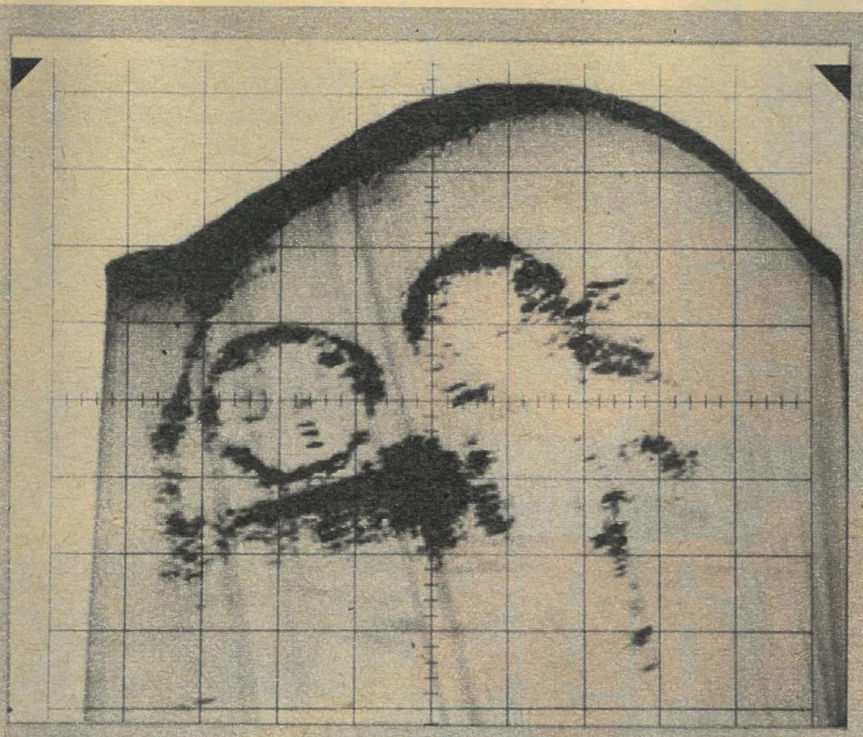
Sind denn heute der Wissenschaft die Faktoren bekannt, die zur Geburt von Zwillingen führen? Wissen wir, warum sich im Mutterleib zur gleichen Zeit mitunter zwei Kinder und mehr entwickeln? „Nein, leider nicht. Schon seit langem geklärt ist nur, daß Zwillinge im Prinzip auf zweierlei Weise entstehen. Bei den einen wandern vor der Befruchtung gleichzeitig zwei Eier durch den Eileiter der Frau, und sie entstammen dann der Verbindung von zwei Samenfäden mit zwei Eiern im Mutterleib. Die Kinder haben das gleiche Alter, sind einander mehr oder weniger ähnlich und unschwer voneinander zu unterscheiden. Die anderen, die ‚eigentlichen' Doppelgänger unter den Zwillingen, die sich wie ein Ei dem anderen gleichen, verdanken ihre Doppelexistenz der Verbindung eines einzigen Samenfadens mit einem einzigen Ei. Dieses teilt sich – und niemand weiß bisher recht, warum – nach der Befruchtung, ehe sich aus jeder der dabei entstehenden Zellen ein eigener Embryo zu entwickeln beginnt. Weil die eineiigen Zwillinge aus ein und derselben Keimzelle hervorgehen, haben sie absolut identische Erbanlagen, den gleichen Satz von Genen."

Das zweite Ich

Diese monozygoten Zwillinge, wie sie in der Wissenschaft bezeichnet werden, besitzen nicht nur dieselbe Augenfarbe und neben identischen Körpermaßen auch dieselbe Ohrläppchenform. Selbst die Hauptmerkmale der bioelektrischen Hirnaktivität, im gewissen Sinne die meßbare Art und Weise des Denkens, sind völlig identisch. Ist ein musisches oder sportliches Talent besonders ausgeprägt, so in der Regel immer bei beiden Zwillingspartnern zugleich, unabhängig davon, ob sie zusammen aufgewachsen sind oder nicht. Als frappierendste unter allen Ähnlichkeiten zwischen eineiigen Zwillingen bezeichnete der dänische Zwillingsforscher Niels Juel-Nielsen übrigens die Ähnlichkeit des Lachens, die unübertroffen sei…

Relativ gering ist dagegen die Übereinstimmung zum Beispiel beim Hang zum Rauchen und auch in der Handschrift. Mögen sich eineiige Zwillinge auch verblüffend ähnlich sein, jeder sich als eine Art zweites Ich für den anderen empfinden, völlig identisch sind sie in keinem Fall! Professor Lilin: „Die Unterschiede in der Psyche und natürlich auch in den Merkmalen sind ein Geschenk der Natur an die Wissenschaft. Mit ihrer Hilfe geben die Zwillinge unter uns unschätzbare Auskünfte auf Fragen, die alle angehen. Damit läßt sich nämlich das Verhältnis von Biologischem und Sozialem in der Entwicklung des Menschen konkret erforschen – die über Generationen von Biologen, Ärzten, Philosophen und Psychologen umstrittene Beziehung zwischen dem, was wir vererbt bekommen, und dem, was wir





Sechs von zehn Frauen haben früher erst nach der Entbindung erfahren, daß sie Mütter von Zwillingen sind. Mit der Ultraschallaufnahme (oben) kann man heute die Doppelfrucht schon fünf bis sechs Wochen nach dem Eindringen des Samenfadens in das Ei eindeutig nachweisen. Foto links: Der Arzt überreicht der Mutter das erste „Bild" ihrer Kinder – Monate vor der Geburt.

von unserer Umwelt annehmen…" Der Professor macht eine Pause, geht zu seinem Schreibtisch und kommt mit einer Tabelle zurück, die er aus einer der Schubladen hervorgeholt hat. „Eine Aufstellung der verbreitetsten Krankheiten. Greifen wir einmal vier heraus: Masern, Rheuma, Gelbsucht und Tuberkulose. Welche davon, meinen Sie, haben wir unseren Vorfahren zu verdanken und welche weitestgehend unseren Mitmenschen? Eine wichtige Frage, nicht wahr, für den vorbeugenden Gesundheitsschutz. Wie aber sie lösen? Erbe und Umwelt sind in unserem Leben scheinbar unentwirrbar vermengt. Zu seinem Hobby zum Beispiel findet der einzelne zwar hauptsächlich auf Grund konkreter Möglichkeiten in seiner Umwelt, doch bedarf es für eine ausdauernde Beschäftigung damit eines bestimmten Talents, einer von Anfang an vorhandenen Neigung, die in jenen Tiefen der Persönlichkeit verankert sein muß, die weitgehend genetisch bestimmt ist. Die Gene aber, von Generation zu Generation weitergegeben, können andererseits nicht unmittelbar auf die Entwicklung des Menschen wirken. Sie brauchen einen Vermittler – eben das vielfältige Wechselspiel mit der Umwelt. Also: Bei gleichen Veranlagungen müssen Unterschiede in der Entwicklung, wenn vorhanden, ihre Gründe in den Verschiedenheiten der Umwelt haben. Und bei verschiedenen Umweltbedingungen, um den Gedanken umzudrehen, müssen gleiche Eigenschaften vom Erbe herrühren… Eineiige Zwillinge sind von ein und demselben Genotyp, Differenzen in ihren Merkmalen können somit nur das Werk der Umwelt sein. Und zweieiige Zwillinge, in ihren Erbanlagen nicht identisch, wachsen in der Regel in ein und derselben Umgebung auf; ihre Unterschiede müssen also erbbedingt sein. Vergleicht man in entsprechenden Testreihen bestimmte Merkmale, Krankheiten usw. zunächst bei eineiigen Zwillingen und dann bei zweieiigen", sagt Professor Lilin, „kann man durch die anschließende Gegenüberstellung der statistischen Daten das Verhältnis von Ererbtem und Angenommenem rechnerisch ermitteln."

Die Idee für dieses Verfahren, der sogenannten „klassischen Zwillingsmethode", hatte schon im vorigen Jahrhundet der englische Gelehrte Francis Galton, ein Cousin von Charles Darwin. In der Zwischenzeit wurde es in vielem verfeinert, auch durch die Arbeiten sowjetischer Zwillingsforscher. Die Ergebnisse sind oft überraschend. Zum Beispiel unsere Aufstellung von Krankheiten: Wenn ein Zwillingspartner an Masern erkrankt, dann ist bei eineiigen Zwillingen zu 98 Prozent auch der zweite davon betroffen, bei zweieiigen zu 94 Prozent. Ein Unterschied zwischen den beiden Typen von Zwillingen besteht also kaum. An Tuberkulose erkranken, wenn sie einmal aufgetreten ist, bei 67 Prozent der eineiigen Zwillinge beide Geschwister, aber nur bei 23 Prozent der zweieiigen Paare, also fast zwei Drittel weniger. Masern werden also in erster Linie von Umweltfaktoren bedingt, die Tuberkulose dagegen hängt in vielem von der genetischen Konstitution ab.

Übrigens stellte sich auch heraus, daß die vieldiskutierte Langlebigkeit offenbar in größerem Maße durch Erbfaktoren bestimmt wird, als man oft angenommen hatte. Eineiige Zwillinge sterben nämlich eines natürlichen Todes in der Regel fast zur gleichen Zeit, zweieiige dagegen weitaus seltener. „Ausschließlich das Bergklima oder eine besondere Ernährungs- und Arbeitsweise dürften auf Grund dieser Befunde aus der Zwillingsmethode", sagt Professor Lilin, „demnach nicht allein zur Erklärung des Lebensalters und eines ungewöhnlich langen Lebens herhalten."

Doppelt hält besser?

Rund vierzig von hundert Zwillingen, die in Moskau und seiner Umgebung geboren wurden, erlebten nach den Analysen des Wissenschaftlers noch bis Ausgang des vorigen Jahrhunderts nicht einmal ihren ersten Geburtstag. Die Kindersterblichkeit war bei Zwillingen doppelt so hoch wie die damals schon sehr hohe Rate bei Normalgeburten.

„Zwillinge kommen von Natur aus als Frühgeburten zur Welt und haben meist ein erhebliches Untergewicht", erläutert Professor Lilin diesen Sachverhalt. „Bei ihnen dauert die Schwangerschaft der werdenden Mutter, die sonst in der Regel 40 Wochen anhält, in vier von fünf Fällen nur 36 bis 37 Wochen. Der verringerte Mutter-Plazenta-Blutaustausch und eine merklich erhöhte Zahl von Erythrozyten bei den Neugeborenen belegen, daß die Versorgung mit Sauerstoff und Nährstoffen im Mutterleib oft problematisch ist… Der Organismus der werdenden Mutter wird von sich aus nur bei maximalem Leistungszuwachs mit der Mehrfachfrucht fertig, auf die er eigentlich nicht eingestellt ist. Es ist kein Zufall, daß die Müttersterblichkeit bei Zwillingsgeburten früher mehr als viermal höher war. Die Belastung und Überbelastung kamen Mutter und Kind teuer zu stehen, und Störungen der Fruchtentwicklung führten sehr häufig zu Fehl- und Frühgeburten. Der einzige Ausweg aus dieser Sackgasse der Natur: eine qualifizierte und damit sehr kostspielige medizinische Hilfe für eine Zwillingsmutter während der Schwangerschaft und bei der Geburt."

Auf diesem Gebiet hat die Medizin in den letzten Jahrzehnten Beispielhaftes geleistet. In der Sowjetunion steht den Zwillingsmüttern in spe ein ganzes prophylaktisches System bis hin zur Dispensairbeobachtung zur Verfügung. Hier setzen Spezialisten all ihr Wissen und Können und die modernste Medizintechnik ein, um eine normale Entwicklung der Schwangerschaft zu gewährleisten. Allein im Moskauer Kirow-Stadtbezirk, wo wir eine solche Einrichtung besuchten, werden zur Zeit 268 Zwillingsmütter auf diese Weise betreut. Dort sind in den letzten dreieinhalb Jahren insgesamt 500mal Zwillinge, dreimal Drillinge und einmal Vierlinge gesund zur Welt gekommen. Eine sicherlich einmalige räumliche Konzentration von Mehrlingsgeburten! Und eine von vielen Voraussetzungen dafür, daß die schon äußerst geringe Rate der Kindersterblichkeit bei Normalgeburten in der UdSSR sich der bei Zwillingen angenähert hat.

Auch nach der Geburt verläuft die Entwicklung von Zwillingen meist nicht unproblematisch. Zwillinge brauchen oft länger als Einzelkinder, sich als eigenständige Persönlichkeit in der Umwelt zu erkennen – das Bewußtsein des eigenen Ichs vermischt sich immer wieder mit dem Bild des Zwillingspartners. „Zieh bitte den neuen Pullover an", sagt der Sechsjährige zu seinem Zwillingsbruder, „ich möchte sehen, wie er m i r steht."

Fehlentwicklungen vermeiden

Zwillinge schaffen sich auch ihr eigenes „Mikrokollektiv". „Nicht selten ist der eine aktiver, temperamentvoller, der andere aber weniger beweglich und s c h e i n t vor dem Hintergrund des ersten manchmal geradezu apathisch", sagt Professor Lilin. Oft kommt es auch zu einem Wechsel in der Führungsrolle, und der bisher aktivere Zwilling tritt nun in den Hintergrund. In fast der Hälfte aller Fälle verhalten sich aber beide kooperativ. „Es führt zu gefährlichen Fehlentwicklungen, wenn Eltern und Erzieher den relativen Charakter dieser Erscheinungen nicht kennen und beachten", meint Professor Lilin. Unlängst wurde deshalb im Moskauer Familienzentrum auch ein psychologischer Konsultationspunkt für Eltern und Zwillinge geschaffen. Eine neue Initiative, die inzwischen international Beachtung gefunden hat. „Waren in den letzten hundert Jahren die Zwillinge vor allem für die Wissenschaft da", schließt der Professor, „muß nun mehr und mehr die Wissenschaft für die Zwillinge da sein."

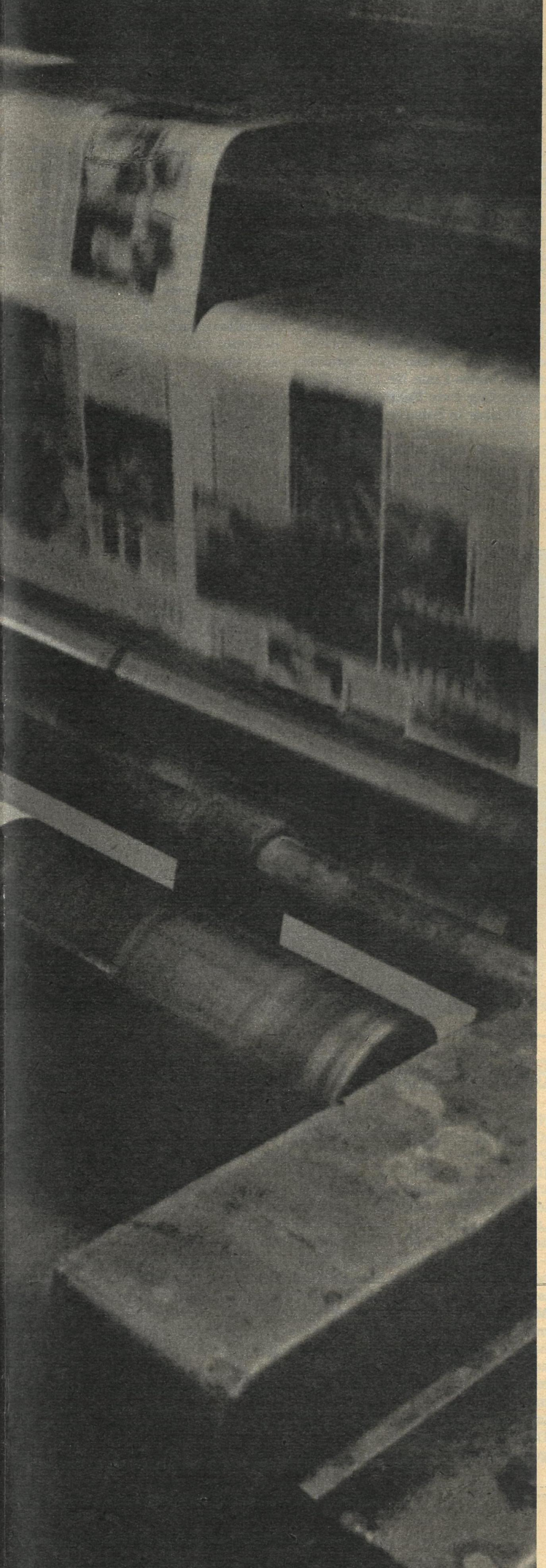
Zusatzfotos: Juri Sokolow, TASS, Archiv

Schlagzeilen des Alltags

Nachrichten aus 12 Monaten eines Jahres

nachbetrachtet von Helmuth Pelzer

Zwölf Glockenschläge vom Moskauer Spasski-Turm haben, hinweg über alle Zeitzonen der Sowjetunion, das neue Jahr eingeläutet. Zweimal zwölf Stunden runden den Tag, und zwölf Monate vollenden das Jahr. Jedes Jahr — ein Jahr der Arbeit von Millionen! Als Widerhall bedeutender Ereignisse im Leben des 276-Millionenvolkes der UdSSR sind 1984 Schlagzeilen um die Welt gegangen: Erste Frau freischwebend im All; längster Langzeitflug im Kosmos; „Goldenes Gleis" der BAM; und, wie in allen Jahren zuvor, Botschaften des Friedens aus Moskau. Doch zugleich Nachrichten von alltäglichen Ereignissen: Schlagzeilen, die wie in einem Prisma den schöpferischen Alltag des Sowjetvolkes widerspiegeln.
Zwölf Schlagzeilen des Alltags aus dem großen, weiten Land ...



1 Zehnte Turbine am Jenissej-Bauplatz

Noch wächst die 245 m hohe Staumauer, die den wilden Jenissej bändigt, hoch zum Scheitelpunkt. Der Energieriese Sajan-Schuschenskoje, der seit dem ersten Turbinenstart 1978 bereits mehr als 30 Milliarden kWh ins Netz speiste, wird mit 6400 Megawatt und 14 Milliarden kWh pro Jahr nächstens größter Stromerzeuger des Landes sein. 18 000 Bauleute, angespornt vom XXVI. Parteitag der KPdSU, setzten sich neue Termine. Sie aktivierten auch Leningrads Turbinenbauer, um ihr Wasserkraftwerk nicht erst, wie vordem gedacht, per zweiter Ausbaustufe im 12. Planjahrfünft zu vollenden, sondern die Montage der Hydroturbinen 7–10 in einem kontinuierlichen Zyklus zu bewältigen. Noch vor Neujahr '84 trifft, hinweg über Nordmeer- und Jenissejhäfen, der 300-Tonnen-Gigant des zehnten und letzten Turboaggregats am Bauplatz ein. Unverzüglich beginnt die Montage, und die Turbinen 7 und 8 nehmen kurz vorm Novemberjubiläum den Probebetrieb auf. Die UdSSR steht somit nahe einer neuen Energie-„Traummarke": 300 000 Megawatt installierter Kraftwerksleistung!

Коммунистическая партия Советского Союза
ПРАВДА
Орган Центрального Комитета КПСС

2 Ein Wüstenkanal per „Knalleffekt"

Kanalbauer rücken in der Wüste Kysylkum vor – allerdings: ohne Bagger, ohne Schrapper. Drei Monate hindurch setzen sie, wieder und wieder, Bohrgerüste an. Die Turbobohrer fressen sich durch den harten „Unterbau" des Wüstenakkers – rund 1000mal, jeweils acht bis dreizehn Meter tief. Baumwolle gedieh auf den Schlägen, indessen sanken die Erträge der Bauern am Karnaptschulsker Massiv von Ernte zu Ernte. Ein 30 Kilometer langer Kanal soll nun dem zunehmend versalzten Boden eine kräftige, „reinwaschende" Dauer-Kur bringen. Doch herkömmliche Kanalbautechnik würde sich an den Deckschichten – von der Natur hart zu Sandstein gepreßt – buchstäblich die Zähne ausbeißen. So entstand die Idee des „Knalleffekts": Drei gewaltige, elektronisch ausgelöste Ketten-Explosionen zerreißen die Stille… Und der Kanal, 25 Meter breit, liegt schnurgerade da, „als habe ein Riese" – so ein Augenzeuge – „mit seinem Schwert eine Schramme in die Wüste gezogen." Das Wasser für 20 000 Hektar hat freien Weg, rechtzeitig für die neue Saat…

ИЗВЕСТИЯ
СОВЕТОВ НАРОДНЫХ ДЕПУТАТОВ СССР

3 Wetteifer um „Tscherepowezer Stunde"

Erz von der Kola-Halbinsel, Kohle aus dem Workuta-Revier werden zu Eisen und Stahl in Tscherepowez. Doch die vier Hochöfen schaffen nicht mehr den vollen Nachschub für die Stahlschmelzen. Ein neuer Hochofen entsteht – mit seinen 5580 Kubikmetern und 10 000 Tonnen Tagesleistung künftig größter der UdSSR. „Sewernjanka" nennen ihn seine Monteure. Damit möglichst schnell darauf verzichtet werden kann, täglich einige tausend Tonnen Roheisen von weit her ranzufahren, sannen die Hochofenbauer auf Zeitgewinn: Größere Blöcke (bis 72 Meter lang und 270 Tonnen schwer) werden nun vormontiert, neue Kiewer Schweißautomaten eingesetzt, der Montagezyklus verdichtet. Resultat des Wettbewerbs „Tscherepowezer Stunde": Jede Schicht erreicht in sieben Stunden das Pensum von ehedem acht. Denn was eine Stunde zählt, wissen die „Sewernjanka"-Monteure. Fürs ganze Land – pro Stunde des Kalendertages gerechnet – unter anderem: rund 71 250 Tonnen Erdöl, 66,2 Millionen Kubikmeter Erdgas, 83 000 Tonnen Kohle, 17 700 Tonnen Stahl, 15 000 Tonnen Zement und 250 schlüsselfertige Wohnungen…

Экономическая газета
ЕЖЕНЕДЕЛЬНИК ЦЕНТРАЛЬНОГО КОМИТЕТА КПСС

Schlagzeilen des Alltags

4 Neues Zuhause für eine Million Moskauer

„Selbst von einem der höchsten Fernsehtürme der Welt, in Ostankino, lassen sich kaum alle Plätze ausmachen, wo heute gebaut, rekonstruiert, verändert und verschönert wird, wo neue Wohngebiete, Straßen oder Parks entstehen." Reportereindruck vom anhaltenden Baugeschehen in der 8,5-Millionen-Metropole Moskau. Tagtäglich nehmen, und das schon seit Jahren, 110 bis 120 Moskauer Familien den Schlüssel für eine neugebaute oder rekonstruierte Wohnung in Empfang. Hauptstädtische Nachrichten-Neuigkeit im April: Die 200 000. Wohnung seit Neujahr 1981 – dem ersten Jahr des Planjahrfünfts – ist übergeben worden. Das bedeutet, daß etwa eine Million Moskauer ein neues Zuhause fanden. Die Häuserfabriken der Hauptstadt legen zügiges Tempo vor: Alle drei bis vier Minuten rollt eine vorgefertigte neue Wohnung zur Baustelle. Und 123 500 Plätze in neuen Schulen, Kinderkrippen und -gärten sowie 335 neueröffnete Geschäfte und Dienstleistungsbetriebe reihen sich in Moskaus Bilanz von knapp vierzig Monaten. Im gesamten '84er Jahr ziehen rund zehn Millionen UdSSR-Bürger in ein neues Heim…

МОСКОВСКИЕ НОВОСТИ

5 Superzüge auf Schienen-Trassen

Die Dieselmotoren der Lokomotiven brummeln; Rangierer, Abfertiger, Zugbegleiter – und eine Waggonschlange, unmöglich zu überschauen. Lediglich die Eisenbahn-Experten, die den Versuch leiten, haben den Überblick: 312 Waggons, beladen mit Kohle von Ekibastus für das 1500 Kilometer entfernte Kraftwerk Tobol, summa summarum 30 220 Tonnen, gehen als Riesen-Zugschlange über Kasachstans Schienenwege auf Fahrt. Premiere im Welteisenbahnverkehr, ein Güterzug von 4653 Meter Länge. Doch kurzlebig ist der Rekord. Schon acht Wochen später, auf der Strecke Osnowa–Woroshba, ziehen und schieben fünf Dieselloks gleich 440 Waggons, 33 500 Tonnen, und der Zug mißt beinahe sieben Kilometer! Nahezu vier Milliarden Tonnen Güter hatte die UdSSR-Eisenbahn im Jahr '84 zu bewältigen. Neue, rationelle und zugleich streckenentlastende Varianten werden gesucht. Schwerlast- und Überlängenzüge mit 10 000 bis 15 000 Tonnen sind bereits zum Gewohnten geworden. Die sowjetischen Eisenbahner machen 1984 nicht nur durch das „Goldene Gleis" der BAM von sich reden…

СОВЕТСКАЯ РОССИЯ

6 Großschiffe auf arktischen Routen

Funksprüche aus Häfen am Nördlichen Seeweg signalisieren: Der winterliche Eispanzer bricht, weicht zurück. Vom Haupthafen der Fernost-Reederei Wladiwostok geht das neue 40 000-Tonnen-Leichterträgerschiff „Alexej Kossygin" auf Jungfernfahrt. Mit 82 Schwimmcontainern (je 380 Tonnen) an Bord – via Kamtschatka und Tschukotka – erreicht es Pewek, einen der Arktis-Häfen an der Ostsibirischen See. Nahezu zeitgleich trifft – aus Odessa kommend – die „Issguty Aitkow" auf Reede vor Nowy Port an der Ob-Bucht ein, beladen mit 30 Kilometer Erdgas-Pipelinerohren. Erstmals hat mit ihr ein 50 000-Tonnen-Frachter den Nördlichen Seeweg passiert. Und früher als je, schon Ende Oktober, meldet die UdSSR-Arktisschiffahrt „Plansilvester" – alle Ladung für Nordpolarmeerhäfen über arktische Routen am Ziel! Mehr als 244 Millionen Tonnen Schiffsgüter werden im Verlauf des Jahres in den vierzig UdSSR-Seehäfen umgeschlagen, rund 50 moderne Frachter stellt die Seeflotte neu in Dienst. Und die Werft in Kertsch hat den ersten atomgetriebenen Eisbrecher-Leichterträger (Leistung: 40 000 PS) auf Kiel gelegt…

Социалистическая ИНДУСТРИЯ
Газета Центрального Комитета КПСС

7 Millionenstadt Minsk neunte Metrostadt

„Jeder strengt sich an", resümierte Wjatscheslaw Belikanow, Brigadier der Metro-Tunnelbauer, kurz und bündig, „deshalb… kann ich sagen: 1984 ist die Linie fertig." Derart gewiß zeigte er sich, obwohl seine Männer – seinerzeit im Spätherbst '79 nahe der Typografenstraße – mit unerhört viel Wasser und Schwemmsand rangen (Belikanow: „Beinahe ein unterirdischer See"). Als Minsks Stadtväter am vorletzten Junitag auf der 8,6 Kilometer langen Metro-Linie Nr. 1 dem Premieren-Zug freie Fahrt geben und die Minsker in Scharen zum Lenin-Prospekt strömen, gehören auch Belikanow und seine Männer zu den Erstfahrt-Ehrengästen. Reichlich Arbeit ist ihnen auch weiterhin sicher: Drei Linien, rund 50 Metro-Kilometer, werden in den nächsten Jahren und Jahrzehnten in der belorussischen Hauptstadt entstehen. Unter den 22 Millionenstädten der UdSSR ist Minsk die neunte Metrostadt. Als nächste wird ihr 1985 die Wolgastadt Gorki folgen. Zugleich treiben unter Straßen und Häusern von Nowosibirsk, Dnepropetrowsk, Swerdlowsk und Kuybischew Tunnelbauer künftige Metro-Erststrecken voran.

Пролетарии всех стран, соединяйтесь!
ТРУД
Орган Всесоюзного Центрального Совета Профессиональных Союзов

8 Knopfdruck fürs Gas – 6 Monate früher

Nun ist alles nur noch Sache eines Knopfdrucks: Im 1,42 Meter dicken Pipeline-Rohr hat das Erdgas aus Urengoi (Westsibirien) mehrere Verdichterstationen passiert, wartet auf den nächsten, letzten „Schub" nach Jelez. Die Trassenbauer haben ihm den Weg gebahnt – über mehr als 3000 Kilometer, bis hierher ins Zentrum des europäischen Landesteils, südlich von Moskau. Den ursprünglichen Termin konnten die Arbeiter um ein halbes Jahr verkürzen, obwohl sie auf ihrem Weg mehr als 100 Kilometer Dauerfrostboden, 900 Kilometer Sümpfe, Hunderte Flüsse und Bäche überwinden mußten. Dank ihrer Erfahrung vom vorhergegangenen Bau der Exportgasleitung Urengoi-Ushgorod – durch die bereits seit Jahresbeginn Erdgas nach Westeuropa strömt – sowie massiertem Einsatz moderner Technik, schafften sie es, den fünften Pipelinestrang von Urengoi (ein sechster, paralleler folgt schrittweise hinterher) monatlich um rund 90 Kilometer voranzubringen. Freitag, 3. August – die rohrreinigenden „Molche" kamen dem Gas voraus. Und nun genügt, wie gesagt, ein Knopfdruck. Es ist wiederum ein historischer…

ИЗВЕСТИЯ
СОВЕТОВ НАРОДНЫХ ДЕПУТАТОВ СССР

9 Festtag des Lernens – 1. September

Das erste Klingelzeichen – nach wochenlangen Sommerferien – ruft zu Beginn des neuen Schuljahres 44,3 Millionen Schüler sowie 5,3 Millionen Fach- und Hochschulstudenten in Klassenzimmer, Seminarräume und Hörsäle. Dieser 1. September aber gibt Anlaß zu vielfältiger Freude – nicht nur für Abc-Schützen und Neuimmatrikulierte. Erstmals feiern Pädagogen und Wissensdurstige unionsweit und gemeinsam den 1. September – rund um den Erdball als Weltfriedenstag begangen – als nationalen „Tag der Bildung". Zwei für das Leben und die Zukunft der Menschen bedeutungsvolle Anliegen symbolisch vereint. In die „Festbuketts" ist allerlei Schönes eingebunden: Die Gedanken von 120 Millionen Bürgern in der großen Volksaussprache um die Schulreform, die mit gleichem Tag ihren Auftakt nimmt, die vor dem Obersten Sowjet der UdSSR angekündigten sieben Millionen Plätze in neuzubauenden Schulen bis 1990 und der Regierungsbeschluß, die Gehälter aller Pädagogen und Mitarbeiter der Volksbildung vom 1. September an um 30 bis 35 Prozent etappenweise zu erhöhen…

Орган Центрального Комитета ВЛКСМ
КОМСОМОЛЬСКАЯ ПРАВДА

11 Moskau: Memorial des Sieges entsteht

Feiertag, 7. November, Festtagsstimmung im Land zwischen Bug und Beringmeer. Viele Moskauer sind an diesem Tag über Kutusow-Prospekt und Moshaisker Chaussee, vorbei am Triumphbogen, der an den historischen Waffensieg über Napoleon erinnert, hinausgewandert zum Park des Sieges. Dort, auf dem Poklonnaja-Hügel, zeigt das künftige „Memorial des Sieges" erste Konturen. Obgleich Bauzäune dem Blick weitgehend entziehen, was unter den Händen von Steinmetzen, Denkmal- und Museumsbauern Gestalt gewinnt, sind die Hauptstädter – und nicht nur sie – mit dem bedeutungsvollen Vorhaben, dem Projekt des Sieges-Memorials, inzwischen gut vertraut. 72 Meter hoch wird eine Skulptur alles überragen: Das sich entfaltende Leninbanner aus rotem Granit, erhoben von sieben Gestalten – einem Soldaten, Arbeiter, Bauern, Flieger, Matrosen sowie einer Frau und einem Partisanen. Dahinter, im Halbkreis aus weißem Stein, derzeit als Rohbau emporwachsend, das Museum des Großen Vaterländischen Krieges. Bald schon wird es Aufbewahrungsort der roten Fahne sein, die in den Tagen des Sieges über dem Berliner Reichstag wehte…

РАБОТНИЦА

Eine Großbaustelle des Jahres 1984: In der Moldauischen SSR entsteht das Hüttenwerk Rybniza mit einer Kapazität von 700000 Tonnen Stahl. Dort trafen sich (v.l.n.r.) der litauische Betonarbeiter Eidelus, der bulgarische Dachdecker Puiktschi, der armenische Schweißer Oganegow, die moldauische Malerin Naworzkaja, der ukrainische Kranführer Chodjuk, die russische Putzerin Galjas, der belorussische Schweißer Solowjow, der tatarische Schweißer Saminow und der gagauische Zimmerer Bulgarasch.

Fotos: TASS, Volker Hohlfeld

10 Kronstadt – nicht mehr Inselstadt!

Kipper, schwerbeladen, rollen ohne Pause und in allen Wettern von See. Aus 35 Millionen Kubikmetern Granitbruch, Schotter, Kies und Mergel wächst der 35 Meter breite Damm: Meeresschild für Leningrad. Kaum eine Woche vergeht ohne Meldung vom Komsomol-Großbauplatz. Das 84er Schrittmaß der Bauleute zielt auf Zeitgewinn. Schon seit Jahresbeginn rückten sie vom Nord- wie dem Südufer her täglich zwanzig Meter mit ihrem „größten Wasserbauwerk aller Zeiten" voran – der Insel Kotlin entgegen, auf der das legendäre Kronstadt liegt. Unmittelbar vorm Tag des Sieges, dem 9. Mai, konnten die Dammbauer die erste von sechs Schleusen probefluten. Und Ende September hört Kotlin auf, eine Insel zu sein. Die ersten Autos rollen über die Dammkrone nach Kronstadt. Das vierte Jahr nach Neubeginn des 25,4 Kilometer langen steinernen Walls gegen das regelmäßig anflutende Sturmhochwasser wird einen weiteren Höhepunkt bringen. Die Bauleute haben ihr Wort gegeben und sind gewiß, es einzulösen: Noch vorm Jahresende werden sie, südlich von Kotlin, beide Dämme vereinen…

СОВЕТСКАЯ РОССИЯ

12 Millionste „Raupe" rollte vom Band

Girlanden, Scheinwerfer, Blumen, freudige Gesichter – und zum Feiern allen Grund: Ein Jubilar im Mittelpunkt. Traktorenwerk „W. I. Lenin" Tscheljabinsk, Südural. Großes Aufgebot an Gästen, unübersehbares Menschengewühl in der Montagehalle. Ein bejahrter Arbeiter löst sich aus der Menge, Beifall begleitet ihn. Bedächtig klettert Mark Makagon in die Fahrerkabine. Ein glücklicher Moment für ihn, den Veteran: Vor einundfünfzig Jahren war ihm die Ehre zugefallen, den allerersten sowjetischen Raupentraktor durchs Werktor zu lenken. Und heute den millionsten Raupenschlepper aus Tscheljabinsk, bewährt auf heimischen Äckern, beim Pipeline-, Stausee-, Kanal-, Häuser- und BAM-Bau, im arktischen Eis und vielerorts in 40 Ländern. Lenins Wunsch, dem Sowjetland 100 000 Traktoren zu geben, wird vom UdSSR-Traktorenbau allein während dieses einen Jahres mit 380 000 Traktoren gleich mehrfach überboten. Im ersten Jahrfünft der achtziger Jahre rollen mindestens 1,8 Millionen neue „Zugpferde" der modernen Technik von den Montagebändern – auf Feldern und Bauplätze weithin im Land…

Неделя № 26 1984

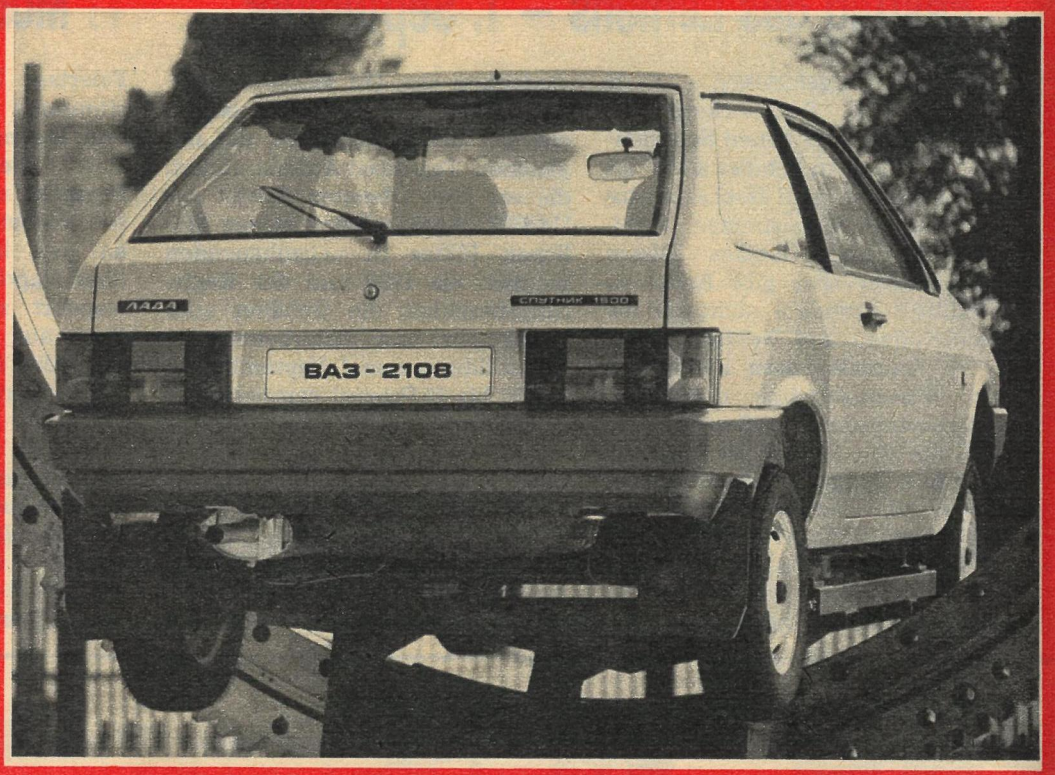
Details vom

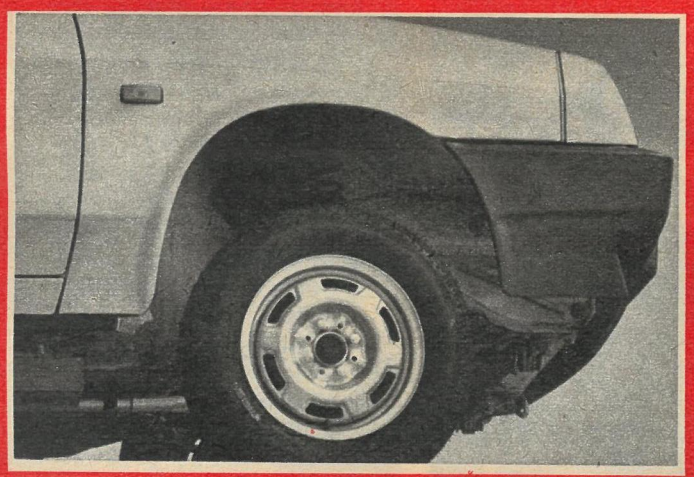
WAS 2108

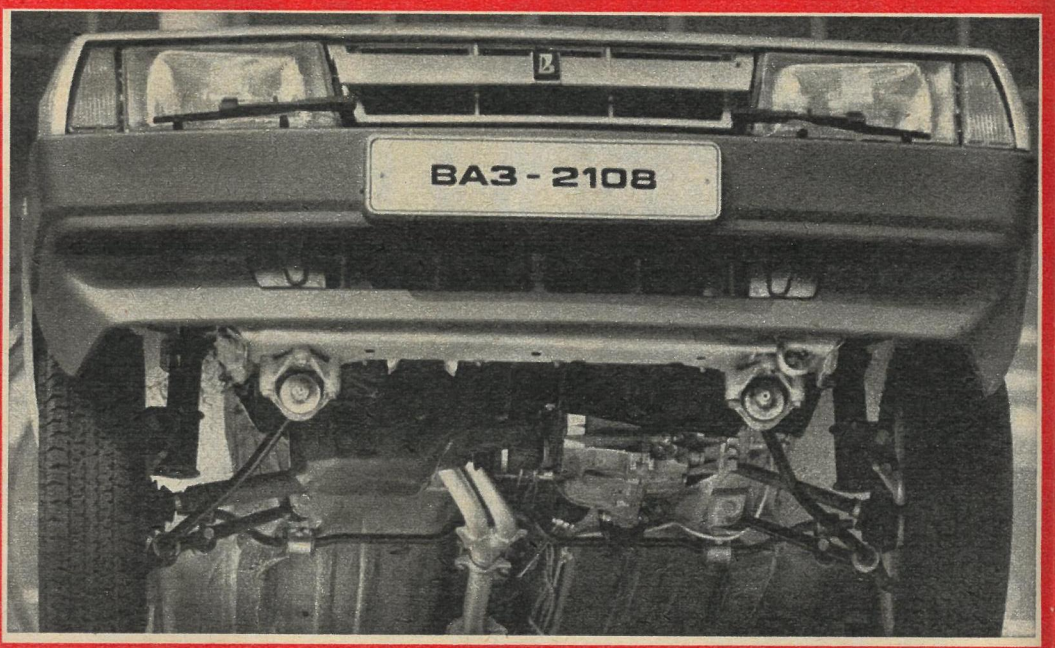
Unser Moskauer Fotokorrespondent Volkmar Billeb fotografierte auf der Allunionsausstellung der Errungenschaften der Volkswirtschaften (WDNCH) das neue Modell aus Togliatti

Eingeleitet wurde die Fertigung der LADA-PKW 1970 mit dem Grundmodell WAS 2101. Dann wurde die Modellpalette schrittweise um die Typen WAS 2102 (Kombi), WAS 21011 (LADA 1300), WAS 2103 (LADA 1500), WAS 2106 (LADA 1600) und WAS 2121 (Niwa) erweitert. Die Modernisierung dieser Typenreihe begann mit den Modellen WAS 2105 und WAS 2107, die auch künftig das Modellprofil mitbestimmen.

Mit Beginn der Produktion der 9. Automillion 1984 (alle 20 Sekunden läuft ein fertiges Auto von den Bändern) soll nun auch zum Jahresende die völlige LADA-Neuentwicklung, der WAS 2108 in die Serienproduktion überführt werden. Das neu konzipierte Frontantriebsmodell wurde gemäß einer international bewährten Praxis in Zusammenarbeit mit internationalen Spitzenfirmen entwickelt, so zum Beispiel mit der BRD-Firma Porsche. Für die moderne hochautomatisierte Fertigung werden unter anderem Roboter der Firma Kawasaki-Unimate eingesetzt. Der WAS 2108 besitzt praktisch kein einziges gemeinsames Teil mit der vorhergehenden Typenreihe, aber das Gegenteil wird künftig der Fall sein. Das heißt, die weitere Modernisierung der WAS 2105 und WAS 2107 erfolgt auch durch die Übernahme von



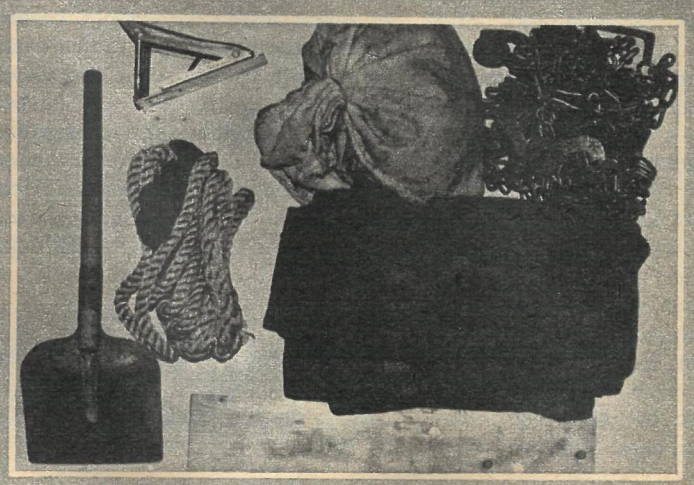




Große Heckleuchtenkombinationen (Blink-, Stopp- und Rücklicht sowie Nebelschlußleuchte und Rückfahrscheinwerfer) und ein Plastformteil als unteren Abschluß kennzeichnen die Heckpartie. – Das bis zum Radausschnitt herumgezogene Plastformteil umfaßt den Komplex Stoßfänger/Frontspoiler, der damit korrosionsunabhängig wurde (oben).

Winterrüstung

Empfehlung für winterliche Gebirgstouren: Ein Brett als Unterlage für den Wagenheber; eine alte Decke und ein Beutel Sand gegen das Durchdrehen der Räder; Vorlegekeil für das Abstellen am Hang, um ein Anfrieren der angezogenen Handbremse zu vermeiden; eine kurzstielige Schaufel; Schnee- oder Behelfsschneeketten für die Antriebsräder und ein Abschleppseil, mit dem man sich aus Gräben oder Schneewehen ziehen lassen kann.



PS-Nachrichten

MOSKWITSCH 2141

Nach Mitteilung der sowjetischen Presse wird gegenwärtig an einem neuen Moskwitsch-Modell mit der Bezeichnung „2141" gearbeitet. Es soll eine Stellung zwischen LADA und Wolga einnehmen. Der Innenraum wird von der Größe dem des Wolga nahekommen, die Masse wird ähnlich der des Moskwitsch 2140 sein. Das Modell ist mit Frontantrieb und längs angeordnetem Motor ausgerüstet.

★

NEUE GRUNDIERUNG FÜR LADA-KAROSSERIEN

Zur Erhöhung der Korrosionsfestigkeit der LADA-Karosserien wurden in den letzten Jahren die Elektrophorese-Grundierung sowie eine zweite Grundierung auf Polybutadien-Basis eingeführt. Während die erste beim Test in der Kammer mit salzhaltigem Nebel eine Widerstandszeit von 96 Stunden erreichte, überstehen die Teile mit der jetzt eingesetzten Grundierung auf Polybutadien-Basis in dieser Kammer eine Zeit von 275 Stunden. Für 1985 ist die schrittweise Einführung der technologisch moderneren und hinsichtlich des Korrosionsschutzes noch wirksameren Kataphorese-Grundierung geplant.

★

ŠKODA-Modell 1985

Die 85er Škoda-Modelle erfuhren im Gegensatz zur bisherigen Praxis nur geringfügige Änderungen. Mehr war auf Grund der für 1987 angekündigten Umstellung auf Frontantrieb wohl auch nicht zu erwarten. Hervorzuheben ist lediglich, daß es 1985 den Typ S 130 L geben wird, der mit einem 46 kW (62 PS) leistenden 1300 cm^3-Motor und 5-Gang-Getriebe ausgerüstet ist. Die Detailverbesserungen am 85er Modell:

– Verbesserte Kurbelwellenlager mit geringeren Einbautoleranzen.
– Rechteckige Öffnungen im Frontspoiler zur effektiveren Kühlung der vorderen Scheibenbremsen.
– Neuer Vergaser mit verändertem Leerlaufsystem, wodurch ein besseres Kaltstartverhalten und eine Verbrauchseinsparung von 0,31/100 km gewährleistet sein soll.
– Verteilerkappe aus neuem Material.
– Zusätzliche kleine Blinkleuchte vor der Vorderkante der vorderen Tür (entsprechend ECE-Forderung).

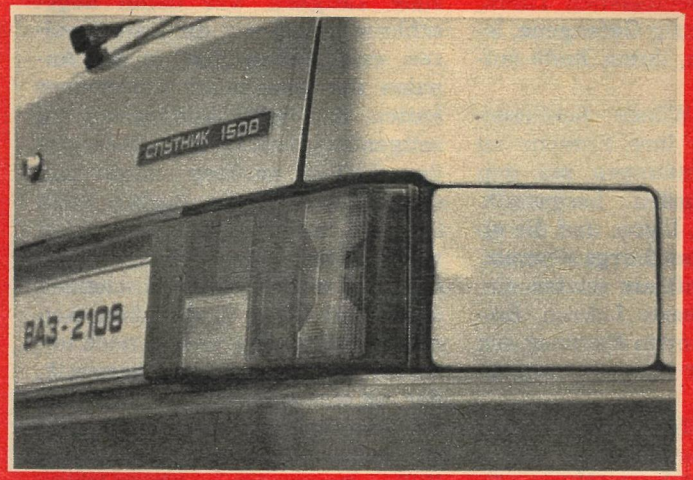
Fotos: Lothar Liebmann, TASS/A. Schogin; Zeichnung: Martin Kotsch; Karikatur: Oleg Tesler; Redaktion: Norbert Kaiser

solchen Bauteilen und Baugruppen des WAS 2108, die das hohe technische Niveau dieses Wagens ausmachen. Das betrifft zuerst die kontaktlose elektronische Zündung und den modifizierten Vergaser.

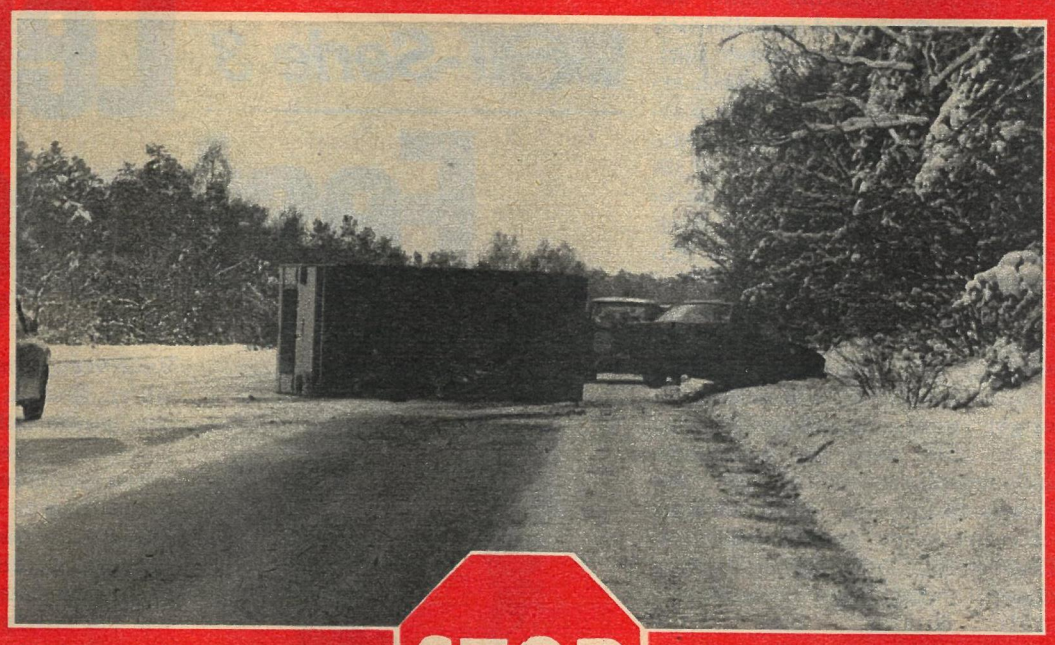
Die kompakte Motor-Getriebe-Antriebseinheit des WAS 2108 ist quer vor der Vorderachse eingebaut, was die Voraussetzung für eine ebenfalls kompakte Schrägheckkarosserie schafft. Der Vierzylindermotor kommt in den Hubraumgrößen 1200 cm³ (40 kW/55 PS), 1300 cm³ (48 kW/65 PS) und 1500 cm³ (55 kW/75 PS) zum Einsatz; er besitzt selbstverständlich auch eine zahnriemengetriebene Nockenwelle. Weitere technische Merkmale des „08" sind ein serienmäßiges 5-Gang-Getriebe, Bremskraftverstärker, leichtgängige Zahnstangenlenkung und eine optimale, weil diagonal wirkende Zweikreisbremsanlage. Der WAS 2108, das erste Exemplar einer neuen Typenreihe, ist um 60 Kilogramm leichter als der 2101. Der Treibstoffverbrauch bei 100 km/h soll 6 Liter auf 100 Kilometer nicht überschreiten. Die zeitgemäße Karosserie ist zunächst dreitürig, sie wird aber bald auch in fünftüriger Ausführung als WAS 2109 gefertigt. Viel Aufwand wurde hinsichtlich des Korrosionsschutzes getrieben, wofür folgende Merkmale sprechen:

– Einsatz verzinkter Bleche,
– Aufbringen der Schutzgrundierung mittels Kataphorese,
– Hohlraumversiegelung nach der ML-Methode,
– Einsatz von Plastteilen,
– Pulverplastbeschichtung der Radscheiben.

Betrug der Plasteinsatz beim WAS 2101 noch 39 kg, so stieg er beim WAS 2108 auf 80 kg.



Bei Fahrzeugen mit flacher Buggestaltung setzt sich die Anordnung der Hauptöffnung für den Kühllufteintritt unter dem Stoßfänger durch. Deutlich sichtbar auch die Vorderradführung, die als McPherson-Radaufhängung mit unterem Querlenker und Stabilisator ausgeführt ist (Foto links). – Originelle Lösung für die Anordnung der Tankeinfüllöffnung (oben).



Winterunfallgeschehen

Unangepaßte Geschwindigkeit bei Eisglätte auf der Autobahn: Ursache für Schleudern und Umschlagen des Wohnwagens (Foto oben)

Der Winter erschwert wie keine andere Jahreszeit die Bedingungen für den Straßenverkehr. Äußerst komplizierte Fahrbahn-, Sicht- und Witterungsverhältnisse verlangen vom Fahrzeugführer ein hohes Maß an Aufmerksamkeit, Reaktionsvermögen und Fahrzeugbeherrschung. Dabei genügt es nicht, im Augenblick der Gefahr Handlungen auszulösen. Wenn der Fahrzeugführer nicht rechtzeitig und vorausschauend seine Fahrweise an die jeweiligen Bedingungen (Straßenglätte, Schneefall, Nebel, Eisregen, Schneematsch, Spurrinnen) anpaßt, dann besteht im Gegensatz zum Sommer oft kein Spielraum mehr, um einen Unfall zu vermeiden. Das Unfallgeschehen vom letzten Winterhalbjahr (Oktober 1983 bis März 1984) weist mit Nachdruck darauf hin. Hier kam es auf den Straßen der DDR zu:

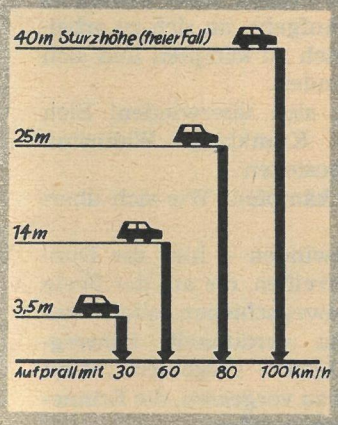
– 20 525 Verkehrsunfällen, bei denen
– 669 Personen ihr Leben verloren,
– 15 830 Personen verletzt und
– 28 754 Fahrzeuge z. T. schwer beschädigt wurden.

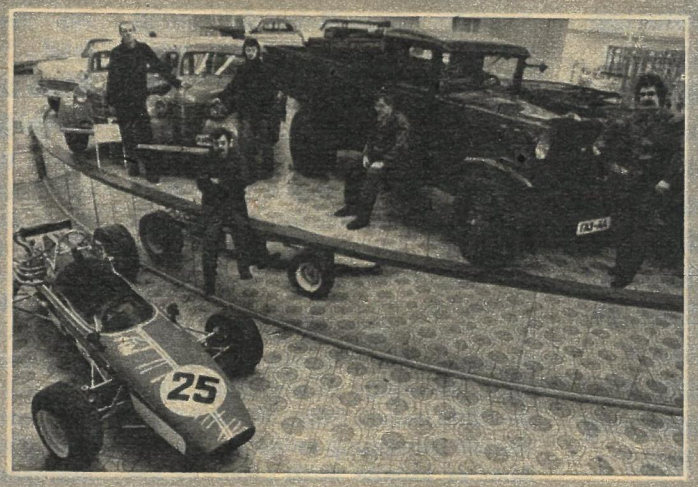
Bei der Frage nach den Unfallursachen ist in erster Linie das menschliche Fehlverhalten zu nennen, denn es ist für über 90 Prozent aller Verkehrsunfälle ursächlich. Leider spielt die Überschätzung der eigenen Fähigkeiten und die Unterschätzung der Witterungsbedingungen eine nicht unerhebliche Rolle. Dabei sollte inzwischen aber jedem Fahrzeugführer klar sein, daß es weder sogenannte „Winterprofis" mit besonderen Fähigkeiten, noch Fahrzeuge mit speziellen „Wintereigenschaften" gibt, die zu einer schnelleren Fahrweise berechtigen. Und damit sei auch gleich auf einige Fehlverhaltensweisen hingewiesen, die sich im Winterfahrverkehr als Hauptunfallursachen herausgestellt haben (Unfallanteil in Prozent):

– Fahren mit nichtangepaßter Geschwindigkeit 32,7 %
– Nichtgewähren der Vorfahrt 15,6 %
– Fehlverhalten von Fußgängern 13,4 %
– Fahren unter Alkoholeinfluß 9,5 %

Knall und Fall

Unfallfolgen nehmen in der Regel mit der Aufprall- bzw. Kollisionsgeschwindigkeit zu. Das verdeutlicht der Vergleich der Aufprallgeschwindigkeit mit der gleichen Geschwindigkeitsgröße des freien Falls bzw. Sturzes aus entsprechender Höhe (siehe Skizze unten).



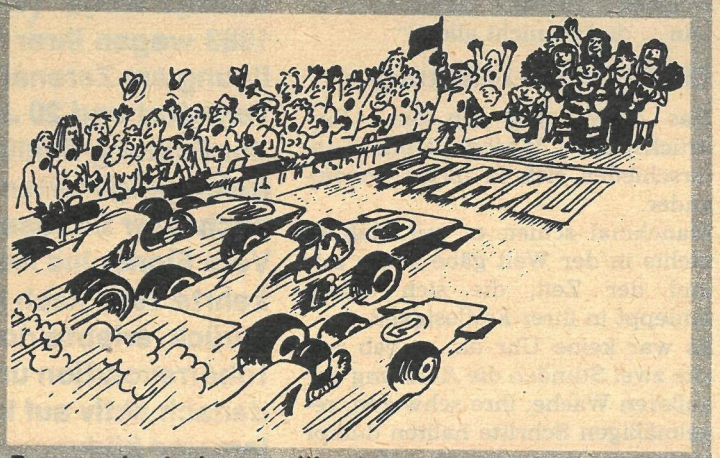


Raritäten

präsentieren mit Stolz die Gründer des Oldtimer-Museums der Moskauer Autowerke „Leninscher Komsomol": einen restaurierten LKW vom Typ „GAS-AA" von 1932, ein Rennwagen „G-5m", mit dem in der Vorkriegszeit Preise bei internationalen Wettbewerben errungen wurden. Die Hobbybastler suchen ständig nach neuen alten Kraftfahrzeugen, die sie in ihrer Freizeit rekonstruieren. Jüngster Fund: ein Moskwitsch „401/424", von dem nur 6 Stück gebaut wurden.

Blitzblank

Sechs Monate Gefängnis und 900 Dollar Strafe drohen allen Autofahrern in Masqat, der Hauptstadt des Sultanats Oman, die ihre Autos nicht sauber halten. Laut einer Verfügung der Stadtverwaltung zahlen alle Besitzer von schmutzigen Fahrzeugen, die von Inspektoren erwischt werden, beim ersten Mal eine Strafe von 100 Rial (300 Dollar), im Wiederholungsfall ebenfalls 100 Rial. Beim dritten Mal verdreifacht sich die Strafe, und der Betroffene kommt vor Gericht. *(aus „Asija i Afrika")*



Bremsen, Leute, bremsen!!!

Neujahrstip: mobil Lieber glatt durch den Alltag als am Sonntag in Gips

FREIE WELT-Serie 3

Leben hinter Festungsmauern

Ein neues Leben begann. Ein Leben inmitten tödlicher Stille, auf die man fortwährend unwillkürlich lauscht und die man immer hört. Stille, die dich nach und nach erfaßt, dich umgarnt, dir in alle Körperporen, in den Verstand, in die Seele dringt. Wie unheimlich ist sie in ihrer Lautlosigkeit, wie schrecklich in ihrer Stummheit mit ihren plötzlichen Unterbrechungen. Allmählich schleicht sich das Gefühl eines Geheimnisses an dich heran; alles wird ungewöhnlich, rätselhaft, wie in einer Mondnacht, in der Einsamkeit des stummen Waldes. Alles ist geheimnisvoll, unbegreiflich. In dieser Stille wird das Reale trüb und unwahrscheinlich und das Phantastische real. Alles verwirrt sich. Der lange, graue, einförmige Tag, erschöpfend in seiner Tatenlosigkeit, wird dem traumlosen Schlaf ähnlich... und nachts träumt man... so grell, so brennend, daß man Mühe hat, sich zu überzeugen, daß das nur Träume sind...

Du siehst, wie man jemanden zur Hinrichtung führt... eine erregte Menschenmenge, rohe wutverzerrte Gesichter... Aber noch öfter siehst du die Folter. Man foltert mit heißem Dampf, der durch feine Röhrchen aus den Wänden dringt, aus dem Fußboden und aus der Decke – er brennt, er peitscht. Es ist furchtbar, es gibt keine Rettung, die Zelle ist verschlossen...

Nur eine gesunde Stimme blieb noch in meiner Seele wach. Sie wiederholte ununterbrochen:

„Sei tapfer, Vera, sei fest! Denk an das ganze russische Volk und an das Elend, in dem es lebt! Denk an die Enterbten in der ganzen Welt, an ihre Fron, ihr freudloses Leben; denk an die Erniedrigung, den Hunger, das Elend dieser Menschen... Sei stark! Weine nicht über die Niederlage im Kampf, weine nicht über die zu Grunde gegangenen Kameraden. Weine nicht über die Trümmer deines Lebens! Fürchte nichts! Fürchte nichs! In dieser geheimnisvollen Stille, hinter diesen tauben Steinen sind unsichtbar deine Freunde. Nicht dir allein ist das Leben so schwer, auch sie leiden gleich dir... Denke an sie! Sie sind hier! Sie behüten dich gleich unsichtbaren Geistern, sie bewachen dich... Nichts wird geschehen... nichts... du bist nicht allein... du bist nicht allein!"

Ein heilsame Kränkung

Das Leben ging hin ohne Eindrücke; Tage, Wochen, Monate unterschieden sich in nichts voneinander.

Manchmal schien es mir, daß es nichts in der Welt gäbe außer mir und der Zeit, die sich dahinschleppt in ihrer Endlosigkeit.

Es war keine Uhr da; es gab nur alle zwei Stunden die Ablösung der äußeren Wache; ihre schweren, regelmäßigen Schritte hallten dumpf im leeren Gefängnishofe wider...

Die ursprünglich weiß getünchte Zelle verwandelte sich in einen düsteren Kasten; der Asphalt-Fußboden wurde mit schwarzer Ölfarbe gestrichen, die Wände oben grau, unten bleifarben, fast schwarz. Niemand konnte sich beim Anblick dieser Zelle des Gedankens erwehren: Das ist ein Sarg. Übrigens sah das ganze Innere des Gefängnisses wie ein Grabgewölbe aus. Als ich eines Tages zur Strafe in den Karzer geführt wurde, sah ich es bei nächtlicher Beleuchtung. Gleich Lichtern in Friedhofskapellen brannten vierzig Lampen neben vierzig fest verschlossenen Türen, hinter denen vierzig Gefangene, lebendig begraben, ihrem Ende entgegensahen.

Die stummen Wände Schlüsselburgs begannen ihre Sprache zu sprechen, Verbindungen mit den Kameraden wurden hergestellt. Das gab Wärme, Liebe, und die eisige Rinde Schlüsselburgs schmolz. Auch andere Einflüsse setzten ein; strenge Worte, harte Lehren. Einmal fragte mich mein Nachbar, ein mir unbekannter Mensch, was ich tue?

„Ich denke an die Mutter und – weine", erwiderte ich.

Mein Nachbar fuhr mich an. Er fragte mich, ob ich die Erinnerungen Simon Mayers, des Kommunarden, gelesen habe. Ob ich mich der Szene auf dem Schiff erinnere, wo man während des Sturmes den Kommunarden die Köpfe zu rasieren beginnt?

Er stellte mir als Beispiel diesen Simon Mayer hin. Er belehrte mich! Das entriß mich meinem Zustande. Simon Mayers Erinnerungen hatte ich gelesen. Der Szene auf dem Schiff und noch vieler anderer erinnerte ich mich sehr gut. Wozu diese Predigt, dachte ich, ich bedarf ihrer nicht.

Aber gerade dieser Belehrung bedurfte ich.

Wenn mein Nachbar mir Mitgefühl gezeigt, mich freundlich getröstet hätte, so würde es sicherlich nicht geholfen haben: Seine Worte hätten meiner Stimmung entsprochen.

Aber er tadelte mich offen; er belehrte mich, er kränkte mich. Und diese Kränkung wurde meine Rettung. Sie stand im Widerspruch zu meinem seelischen Zustand, sie war unvereinbar mit ihm. In der Einsamkeit nimmt jede Kleinigkeit ungeheure Dimensionen an; sie durchdringt das Bewußtsein; sie bohrt darin herum. So war es auch jetzt. Ich konnte die Gedanken an die Worte des Nachbarn nicht mehr loswerden. Die Wand, die uns trennte, erinnerte ununterbrochen an unser Gespräch, und jedesmal weckte die Erinnerung daran ein Gefühl der Kränkung und Gereiztheit.

Mein Gram, meine Schwermut erlitten eine Störung, und das war gut und heilsam.

Es gab noch etwas anderes, unvergleichlich Größeres: Das Gericht war der letzte abschließende Akt des revolutionären Dramas, an dem ich teilgenommen hatte. Meine soziale Tätigkeit war damit abgeschlossen. Daß wir, die Narodowolzen, den „Volkswillen" in den Annalen der Geschichte verzeichnet hatten, daß Schlüsselburg auf die zeitgenössischen Geister einen großen Einfluß ausüben würde und daß diese russische Bastille auch uns mit ihrem Ruhme bestrahlen würde, daran dachte niemand von uns: Wir waren viel zu bescheiden dazu. Und da, im fünften Jahr meiner Einkerkerung, es war nach unserem allgemeinen Hungerstreik, der mit einem Mißerfolg endete, als ich dem Tod näher war als je und sterben wollte, aber gegen meinen Willen gezwungen wurde zu leben; als in meiner Seele Enttäuschung und Verzweiflung herrschten und meine Nerven endgültig erschüttert waren, damals hörte ich den Begabtesten unter uns über mich sprechen.

Er sagte: „Vera gehört nicht nur ihren Freunden, sie gehört Rußland..."

Eine unerwartete Begegnung

Diese Worte hoben mich auf eine nie geahnte Höhe, eine Höhe, die mich ängstigte. Sie drückte, diese Höhe; sie legte Verpflichtungen auf, die über meine Kräfte gingen.

Diese Worte zeigten eine Aufgabe: danach zu streben, ihrer würdig zu sein, die Aufgabe, an sich zu arbeiten, mit sich zu kämpfen und sich zu überwinden.

Kämpfen, sich überwinden! Sich besiegen! Krankheit, Wahnsinn und Tod besiegen...

Aber wie kämpfen? Wie sich überwinden?

Sich überwinden – hieß die Dunkelheit zerreißen, die auf der Seele lastet, hinwegschieben alles, was die Augen verdunkelt. Hinwegschieben hieß – vergessen... Und ich suchte zu vergessen, die Erinnerungen wegzustoßen.

Die russische Revolutionärin Vera Figner (1852 bis 1942) entstammte dem Landadel, studierte Medizin an der Universität Zürich und wurde dort mit den sozialistischen Ideen der Arbeiterbewegung in Westeuropa bekannt. 1875 wieder in Rußland, schloß sie sich der Organisation der Volkstümler an. Deren Anhänger glaubten an die Möglichkeit einer sozialistischen Bauernrevolution in Rußland und wirkten in diesem Sinne auf dem Lande. Nach der Spaltung der Volkstümler wurde Vera Figner Mitglied des Vollzugskomitees der „Narodnaja Wolja" (Volkswille), 1883 wegen ihrer Mitbeteiligung am Zarenattentat verhaftet und 20 Jahre in der Festung Schlüsselburg gefangengehalten. Bald nach ihrer Entlassung ging Vera Figner ins Ausland, kehrte 1914 nach Rußland zurück, erlebte dort die Oktoberrevolution und war danach aktiv auf kulturellem und bildungspolitischem Gebiet tätig.

Zehn Jahre stieß ich sie weg, zehn Jahre lang suchte ich zu vergessen. Die Liebe zur Mutter, die Sehnsucht nach der Heimat, nach der Tätigkeit und der Freiheit lagen ein Jahrzehnt lang im Sterben…

Es starb der Schmerz ab, mit ihm die Liebe. Der Schnee fiel, ein weißes Gewand überzog die Vergangenheit.

Und ich? Ich blieb am Leben und war gesund.

Ich wußte, daß in der Festung sich noch eine Frau befand, und zwar Ljudmila Wolkenstein, die gemeinsam mit mir im Prozeß der 14 verurteilt worden war. Ich wandte mich daher im Januar 1886 an den Inspektor, mir den Spaziergang zu zweit zu bewilligen.

Am 14. Januar, als man mich zum Spaziergang führte und die Tür zum Vorhof sich öffnete, erblickte ich unerwartet vor mir eine Gestalt im Halbpelz mit einem groben Leintuch um den Kopf. Sie schloß mich stürmisch in ihre Arme. Mit Mühe erkannte ich in dieser Gestalt Ljudmila Wolkenstein. Höchstwahrscheinlich war sie über die Metamorphose, die mit mir dank der Sträflingskleidung vorgegangen war, ebenso betroffen. Und so standen wir eng umschlungen und wußten nicht, ob wir uns freuen oder ob wir weinen sollten.

Ich hatte Ljudmila nur während der Gerichtsverhandlung gesehen, vorher kannten wir uns nur vom Hörensagen.

Ihre überquellende Herzlichkeit, ihre Einfachheit und Aufrichtigkeit bezauberten mich vollkommen. Man brauchte nicht viel Zeit, um sich mit ihr derart zu befreunden, wie es nur in unseren Verhältnissen möglich war. Wir waren wie Menschen, die Schiffbruch erlitten und vom Sturm auf eine unbewohnte Insel geworfen worden waren. Wir hatten niemanden und nichts außer unserer Freundschaft. Nicht nur Menschen, sondern auch die Natur, die Farben, Töne, alles war für uns verschwunden. An Stelle dessen blieb ein düsteres Grabgewölbe mit geheimnisvoll vermauerten Zellen, in denen unsichtbare Gefangene schmachteten, wo unheilverkündende Stille und eine Atmosphäre von Gewalt, Wahnsinn und Tod herrschten.

Leicht begreiflich, welche Erquikkung ein Freundschaftsverhältnis unter solchen Bedingungen bereitete und daß es für immer die rührendsten Erinnerungen hinterlassen mußte.

Wie in der Gefangenschaft die zarte, weiche Zuneigung eines Kameraden wirkt sie oft Wunder, und wäre nicht das leise Klopfen an der Wand, welches das steinerne Hindernis, das die Menschen dort voneinander trennt, hinwegräumt, so wäre der Verurteilte sicher nicht imstande, das Leben und den Verstand zu bewahren. Nicht umsonst ist der Kampf um das Klopfen der erste Kampf, den der Gefangene mit den Gefängniswächtern führt; er ist einfach ein Kampf um die Existenz, und jeder, der in der Zelle eingemauert ist, hascht danach fast unbewußt wie der Ertrinkende nach einem Strohhalm.

Und wenn dann endlich der Augenblick eintritt, wo die zur Einzelhaft Verurteilten einander sehen und sprechen können und die lebendige Sprache das symbolische Klopfen ablöst, dann schafft ein freundlicher Blick, ein freundschaftlicher Händedruck ein derartiges Labsal, wie es nur jene nachempfinden können, die selbst der Freiheit beraubt gewesen sind.

Spaziergang zu zweit

Ich weiß nicht, was ich Ljudmila Wolkenstein gewesen bin, aber daß sie mein Trost, meine Freude, mein Glück gewesen ist, das weiß ich. Meine Nerven, wie mein ganzer Organismus überhaupt, waren aufs tiefste erschüttert. Ich war körperlich und seelisch zu Tode erschöpft; plötzlich hatte ich einen Freund, auf den die Gefängniseindrücke nicht so verheerend gewirkt hatten wie auf mich, und dieser Freund war die Verkörperung der Güte, Zärtlichkeit und Menschenfreundlichkeit. Den ganzen Schatz ihrer Seele schüttete sie freigebig über mir aus. Wie verdüstert ich auch war, sie verstand es immer, mich durch irgend etwas zu zerstreuen und zu trösten. Schon ihr Lächeln und der Anblick ihres lieben Gesichtes verscheuchten die Schwermut und schufen Freude. Nach jedem Zusammentreffen mit ihr war ich beruhigt, wie neugeboren, die Zelle schien mir nicht mehr so düster und das Leben nicht mehr so schwer. Gleich nach meiner Rückkehr vom Spaziergang begann ich vom neuen Wiedersehen mit ihr zu träumen…

Wir sahen uns jeden zweiten Tag: Die Gefängnisadministration hielt es für notwendig, unsere Freude durch einen Tag völliger Einsamkeit etwas zu schmälern. Aber das verschärfte nur unsere Sehnsucht und hielt unsere feierliche Stimmung aufrecht.

Wenn im Gefängnis irgendein Unglück geschah, wenn unsere Kameraden dahinstarben, deren Todesstöhnen wir durch die Gefängnismauern deutlich hörten, da die Akustik hier außerordentlich gut war, trafen wir uns bleich, niedergeschlagen und stumm. Unsere Blicke mieden sich, wir küßten und umarmten uns und gingen schweigend den schmalen Pfad auf und nieder oder setzten uns auf die Erde, an den Zaun gelehnt, so weit wie möglich vom Gendarm entfernt, der jede unserer Bewegungen bewachte. An solchen Tagen war allein schon die körperliche Nähe, die Möglichkeit, sich an die Schulter des anderen zu lehnen, eine Erquickung und erleichterte die Schwere des Lebens.

Wenn also die einen den Spaziergang zu zweit bekamen, so erschien es doch natürlich, daß alle anderen diese Erleichterung auch bekämen. Dies war aber nicht so, und manche Kameraden starben, ohne je ein Freundesantlitz erblickt zu haben. Wieder andere mußten auf diese Vergünstigung noch Jahre hindurch warten.

Überhaupt war die Verteilung der Vergünstigungen eine Waffe in den Händen des Inspektors. Wer auf sein „Du“ ebenfalls mit „Du“ antwortete, verlor jede Aussicht, einen von den Kameraden zu sehen, selbst wenn seine Lebenstage schon gezählt waren. Slatopolski hatte keine Zusammenstöße mit ihm, nur daß er etwas klopfte. Er bekam einen Blutsturz, seine Kräfte schwanden von Tag zu Tag, aber der Inspektor ließ ihn mit kalter Grausamkeit in seiner Einsamkeit. Dasselbe geschah mit Kobyljanski, der dem Inspektor auf sein „Du“ mit einem „Du“ geantwortet hatte.

Wie schwer war da nach der Rückkehr vom Spaziergang der Gedanke an den Nachbar, der der letzten Freude, den Kameraden zu sehen, beraubt war. Unendlich schwer wurde der Spaziergang zu zweit beim Gedanken an den Kameraden, der ganz in der Nähe niedergeschlagen herumirrt, sich ebenso nach einem Zusammentreffen sehnt und der Teilnahme und der Gesellschaft eines Freundes bedarf.

Aber nie kam mir der Gedanke an einen Ausweg aus dieser Lage. Mir erschienen die Gefängnisregeln eine ebenso unbeugsame Festung wie die steinernen Wände, die eisernen Türen und die Gitter.

Schwerer Verzicht

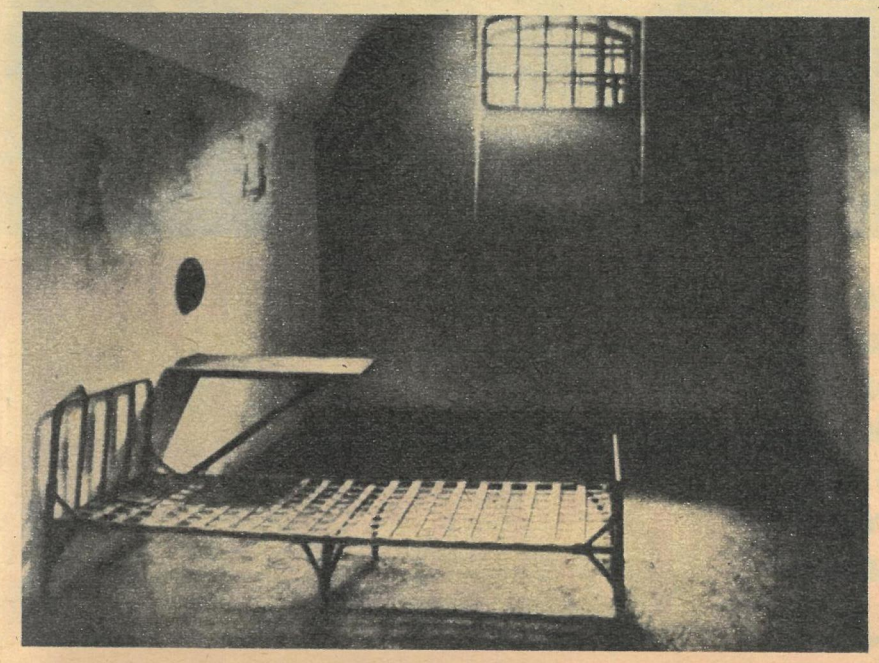
Aber Ljudmila Wolkenstein war darin anderer Meinung; sie glaubte, man müsse gegen die Gefängnisordnung in dieser oder jener Form protestieren. Die Verteilung der Vergünstigungen durch den Inspektor geschah willkürlich und ungerecht und konnte deswegen nicht geduldet werden. Ljudmila schlug den passiven Protest vor, und zwar den freiwilligen Verzicht auf die Vergünstigung. Natürlich mußte der Verzicht motiviert werden: Man sollte auf das mehr oder weniger gleiche Verhalten aller Gefangenen hinweisen und auf das Gefühl der Kameradschaftlichkeit, das uns verbot, etwas ruhig zu genießen, das die anderen entbehren mußten.

Ljudmila wies immer auf neue Seiten des Problems hin. Man müsse nicht nur die unmittelbaren Resultate des Protestes im Auge behalten; es handle sich darum, daß die Vergünstigung aufhöre, Vergünstigung zu sein, und zur Norm werde. Außerdem habe der Protest als solcher Bedeutung. Die Administration müsse sehen, daß wir nicht passive Zuschauer der Ungerechtigkeit und Willkür sein wollen, daß wir, im Gegensatz zur beständigen Forderung der Obrigkeit, nur an uns zu denken, mit unseren Kameraden leiden und zu ihrem Schutz die Stimme erheben. „Jeder spreche nur für sich“, war die übliche Bemerkung, die wir zu hören bekamen, sobald wir das Wort „wir“ gebrauchten. Wir aber würden freiwillig im Namen der Kameradschaftlichkeit auf etwas verzichten, das in den Augen der Obrigkeit eine Belohnung sein soll. Nichts schätzt sie höher als eine passive, widerspruchslose Unterwerfung unter ihre Verfügungen. Plötzlich lehnen sich Menschen dagegen auf, die nicht nur aller juristischen, sondern auch aller elementaren Menschenrechte beraubt sind.

Gemeinsam mit einigen anderen Kameraden verzichteten wir auf die Vergünstigungen, bis alle Gefangenen sie genießen würden…

Vera Figner, Nacht über Rußland. Auszugsweiser Abdruck. Das Buch erscheint im Verlag Volk und Welt.

Lebendig begraben: eine der Gefängniszellen in der berüchtigten Festung Schlüsselburg.



Im nächsten Heft:

Am Vorabend der Revolution

Fotos: Archiv

Zwischen Oder: Der

Die letzten Monate des zweiten Weltkriegs – die ersten Wochen des Friedens. Ein Rückblick vierzig Jahre nach der Befreiung durch die Sowjetarmee.

FOLGE 1

Als das Jahr 1945 beginnt, ist der Krieg schon entschieden. Kein deutscher Soldat steht mehr auf sowjetischem Boden. Die Sowjetarmee wartet auf den Befehl zum letzten entscheidenden Schlag. Frankreich ist befreit, die angloamerikanischen Truppen haben bei Aachen wenigstens einen Fuß in der deutschen Tür.

Als das Jahr 1945 beginnt, ist Hitler am Ende. 1941, als der Faschismus für Rechnung des großen Kapitals, das ihn aushielt, die Sowjetunion überfiel, haben die deutschen Kommunisten gesagt: Hitlers Niederlage ist unvermeidlich. Damals spekulierte die Wehrmacht auf einen neuen „Blitzkrieg", und der Generalstabschef des Heeres glaubte vierzehn Tage nach dem Überfall allen Ernstes, daß die Sowjetunion besiegt sei. Drei und ein halbes Jahr danach sieht jeder, der nicht blind ist, wer recht behalten hat.

Als das Jahr 1945 beginnt, ist bewiesen, daß auch die stärkste Militärmaschine außerstande ist, die Oktoberrevolution rückgängig zu machen. Nach dem Krieg haben die geschlagenen deutschen Generäle in ihren rechthaberischen, verlogenen Memoiren alle Schuld an der Niederlage auf Hitlers strategischen Dilettantismus und den russischen Winter geschoben. Aber diesen Krieg haben weder Hitlers Fehler noch die klimatischen Verhältnisse entschieden, sondern die höhere Moral der neuen Gesellschaftsordnung und der Opfermut ihrer Verteidiger. Das war es, was die Kommunisten vorausgesehen hatten.

Als das Jahr 1945 beginnt, kehrt der Krieg zurück auf deutschen Boden, von dem er ausgegangen ist, und nichts wird ihn aufhalten, bis der letzte Schlupfwinkel derer ausgeräuchert ist, die das Feuer entzündeten. Es gibt keine Wunderwaffen, Hitler weiß es, die Generäle wissen es. Aber die Wehrmacht verfügt im Januar 1945 noch über 300 Divisionen, von denen 169 an der Ostfront stehen, zum Untergang verurteilt, jedoch noch nicht endgültig besiegt. Was der Sowjetarmee bevorsteht, ist keine Spazierfahrt in den Frühling des Sieges.

Als das Jahr 1945 beginnt, liegt auf Stalins Schreibtisch ein Telegramm Churchills, des englischen Premierministers: Ob es nicht möglich sei, die Alliierten, deren Lage auf dem westeuropäischen Kriegsschauplatz sich kompliziert habe, durch eine baldige sowjetische Offensive zu entlasten? Das sowjetische Oberkommando entschließt sich, den ursprünglich erst für Ende Januar geplanten Angriff vorzuverlegen. Bereits am 12. Januar bricht der Sturm los. Zwischen Ostsee und Karpaten, auf einer Frontbreite von 1300 Kilometern, tritt die Sowjetarmee zum Angriff an. Nach drei Wochen steht sie sechzig Kilometer vor Berlin.

Jürgen Jessel

Foto: Archiv

Weichsel und Krieg kehrt zurück

ZEUGNISSE DER ZEIT

Tagebuch des Generalstabschefs Halder über eine Erklärung Hitlers am 31.7.1940:
„Im Zuge dieser Auseinandersetzung muß Rußland erledigt werden. Frühjahr 1941 … Ziel: Vernichtung der Lebenskraft Rußlands … Später: Ukraine, Weißrußland, Baltische Staaten an uns."

Aufruf der KPD vom 24.6.1941:
„Unsere eigene Sache ist es, die von der Roten Armee siegreich verteidigt wird. Unser Feind steht im eigenen Land."

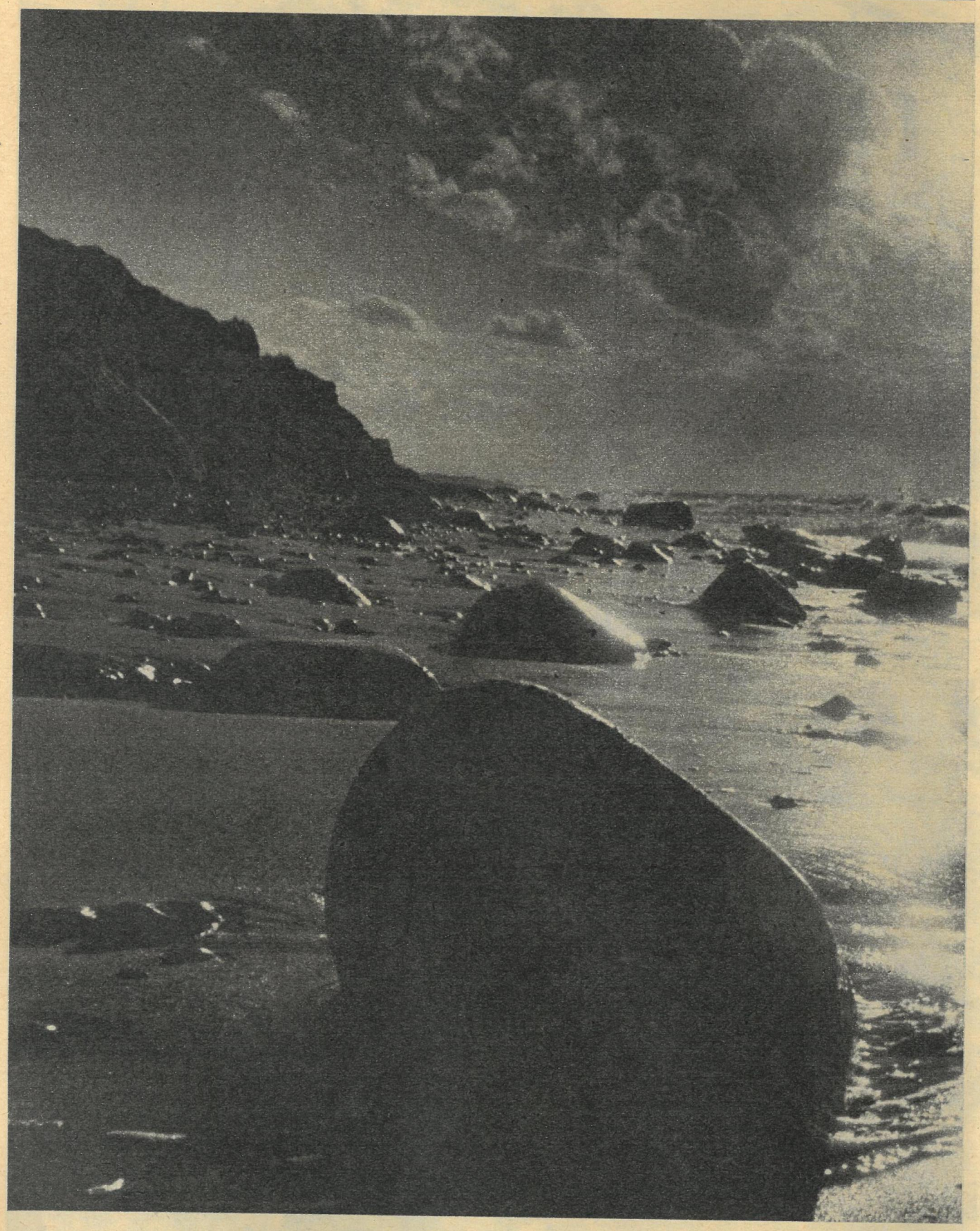
Rundfunkrede Stalins am 3.7.1941:
„Es geht … um Leben oder Tod des Sowjetstaates… In diesem großen Krieg werden wir treue Verbündete an den Völkern Europas und Amerikas haben, darunter auch am deutschen Volk, das von den faschistischen Machthabern versklavt ist."

Tagebuch des Generalstabschefs Halder vom 3.7.1941:
„Es ist also wohl nicht zuviel gesagt, wenn ich behaupte, daß der Feldzug gegen Rußland innerhalb 14 Tagen gewonnen wurde."

Erklärung des ZK der KPD vom 15.10.1941:
„Dieser Krieg ist ein für das deutsche Volk hoffnungsloser Krieg… Hitlers Niederlage ist unvermeidlich."

Befehl Nr. 220 des Obersten Befehlshabers der Roten Armee vom 7.11.1944:
„Die Staatsgrenze der Sowjetunion … ist in ihrem ganzen Verlauf, vom Schwarzen Meer bis zur Barentssee, wiederhergestellt… Die Tage des Hitlerschen Blutregimes sind gezählt."

In Heften und auf einzelnen Blättern notierte Fjodor Abramow, bei uns bekannt durch seine Romantrilogie „Brüder und Schwestern", Beobachtungen in der Natur, Stimmungen und Gedanken, die ihn beim Anblick einfacher Erscheinungen und Vorgänge bewegten. Immer eng bemessen mit der Zeit, begründete er vor sich selbst diese zahlreichen Aufzeichnungen: „Damit die Schönheit nicht verlorengehe, damit wenigstens ein Tropfen dessen, was ich sehe und rieche, festgehalten werde." Die schlichte Schilderung der Schönheit des Nordens, die ihn zu philosophischen Betrachtungen inspirierte, regt an, sich aus blinder, gedankenloser Eile zu lösen und die Reize des Natürlichen wahrzunehmen. Über zwanzig Jahre besuchte Fjodor Abramow mit seiner Frau die stille, heilsame Bucht am Finnischen Meerbusen. Ljudmila Krutikowa-Abramowa wählte diese Notizen aus dem Nachlaß ihres Mannes aus, von denen wir einige vorstellen.



Fjodor Abramow

Allein mit der Natur

Die Bucht empfängt den Winter heute auf besondere Weise: feierlich, wie zu einem Fest.
Zunächst wurde der Strand von den Wellen blankgewetzt. Weit ausgreifend, kraftvoll trugen sie den Schmutz bis hin zur Chaussee. Dann machte sich der Regen an die Arbeit. Den ganzen Tag über spülte und säuberte er den Sand. Schließlich tat auch der Frost noch sein Werk.
Und nun gleicht der Strand dem Fußboden eines Bauernhauses vor dem Feiertag: sauber gescheuert tönt er rein unter den Schritten.

★

Möwen in der Bucht. Sie stehen auf den Steinen und rühren sich nicht. Wie Posten, die die Stille der Bucht bewachen.

Steine in der Meeresbucht. Wie Frösche, die aus dem Wasser äugen.

★

Wie habe ich gelebt – ein ganzes Leben keine Steine gesehen? Doch gehe ich heute zur Meeresbucht – bin ich sofort von ihnen gefangen, von ihrer verborgenen, bescheidenen Schönheit. So ist der Mensch. Zuerst sehen wir das Leuchtende, Auffallende und später dann, mit wachsender Größe der Seele, bemerken wir das Unauffällige, Schlichte.

★

An einem Sonnentag bleiben die Steine unsichtbar. Ihre Schönheit, zart und verborgen, hat sich ins Innere zurückgezogen.

Foto: Detlef Christel

Der Frühling fühlt, der Herbst denkt nach.

★

Schon ist der Ahorn kahl. An seinem Fuße breitet sich ein üppiges Gewand. Er hat sich entkleidet, als wolle er ein Bad nehmen.

★

Die Übergangszeiten in der Natur (das Ende des Herbstes, das Ende des Winters) sind ebenso bedrückend wie im menschlichen Leben der Übergang von der Kindheit zur Jugend, von der Jugend zur Reife und von der Reife zum Alter.

★

Drei Kiefern sind einer Wurzel entwachsen, doch streben sie nach verschiedenen Seiten. Und so leben sie nun: voneinander abgewandt, als hätten sie sich gestritten.

★

Januar. Schneegepuderte Sträucher am Wegesrand, gleich einer Rentierherde, die sich zu verstecken sucht und in die Stille lauscht. Auf den Armen der Tannen ruht Schneegetier: Hasen, Bären und Füchse.
Über Nacht kam ein warmer Wind auf und spülte mit Regen das Getier von den Zweigen.
Und die Rentiere waren davongelaufen.

Aus der sowjetischen Literaturzeitschrift „Nowy mir" in der Übersetzung von Wolfgang Grella

Ein Maler und ein Sternensucher

Kulturelle und politische Beziehungen der Gegenwart haben ihre Vorläufer. Verborgenem und Vergessenem in der Geschichte der deutsch-russischen, deutsch-sowjetischen Beziehungen nachspüren wollen die an dieser Stelle erscheinenden kleinen kulturhistorischen Feuilletons.

Heinrich Vogeler. Selbstbildnis aus Worpsweder Zeit.

Historische Miniaturen

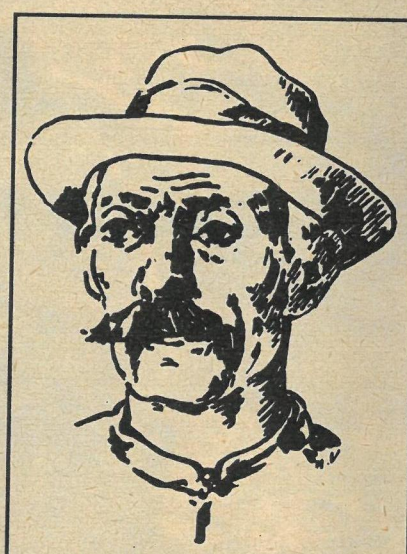
Als der deutsche Künstler Heinrich Vogeler (FW stellte ihn 1984 Heft 17 vor) von seiner Reise in den Nordkaukasus wieder nach Moskau zurückkehrte, befanden sich in seiner Mappe unter anderem zwei Zeichnungen: ein Porträt und die Ansicht eines Teleskops.
Zu verdanken waren diese Arbeiten der Begegnung zweier Menschen, deren Leben so außergewöhnlich war wie die Zeit, die sie hervorbrachte, und deren Herausforderung sie sich jeder auf die ihm eigene Weise stellten.

Was wollte der nahezu siebzigjährige Worpsweder Heinrich Vogeler im Nordkaukasus? War es Abenteuerlust, die ihn umhertrieb? Oder folgte er einem offiziellen Auftrag? Jene Reise war, wie so viele andere vorausgegangene Entscheidungen, das Ergebnis einer nach Irrtümern, Umwegen und Enttäuschungen schwer erworbenen Überzeugung. Im Bruch mit seiner bürgerlichen Vergangenheit hatte der über die Grenzen Deutschlands hinaus bekannte Graphiker, Buchillustrator, Formgeber und Innenausgestalter nahezu alle früheren Bindungen aufgegeben und damit sein Leben grundlegend verändert.

Einschneidendstes Erlebnis nach vorangegangener familiärer wie künstlerisch-gesellschaftlicher Krise war der mörderische erste Weltkrieg, der den anfangs ausweglos Frei(tod)willigen von 1914 zu einem überzeugten Kriegsgegner werden ließ. Gegen seinen Versuch, durch die von ihm gestaltete Barkenhoff-Idylle den Konflikten seiner Zeit auszuweichen, hatten sich immer deutlicher die beklemmenden Eindrücke gestellt, die er unter anderem bereits auf Reisen nach England in Glasgow und Manchester sowie nach Ceylon gewonnen hatte. Auf den Borden seiner kleinen Bibliothek standen Bücher von Tolstoi und vor allem von Dostojewski. Sein Blick für die sozialen Widersprüche wurde jedoch durch ein besonders nachhaltiges Leseerlebnis geschärft. Er las, wie er selbst in den „Erfahrungen eines Malers" bekennt, „zuerst widerstrebend, gequält, dann erschüttert und zuletzt voller Gier – Maxim Gorki". Das war 1907.

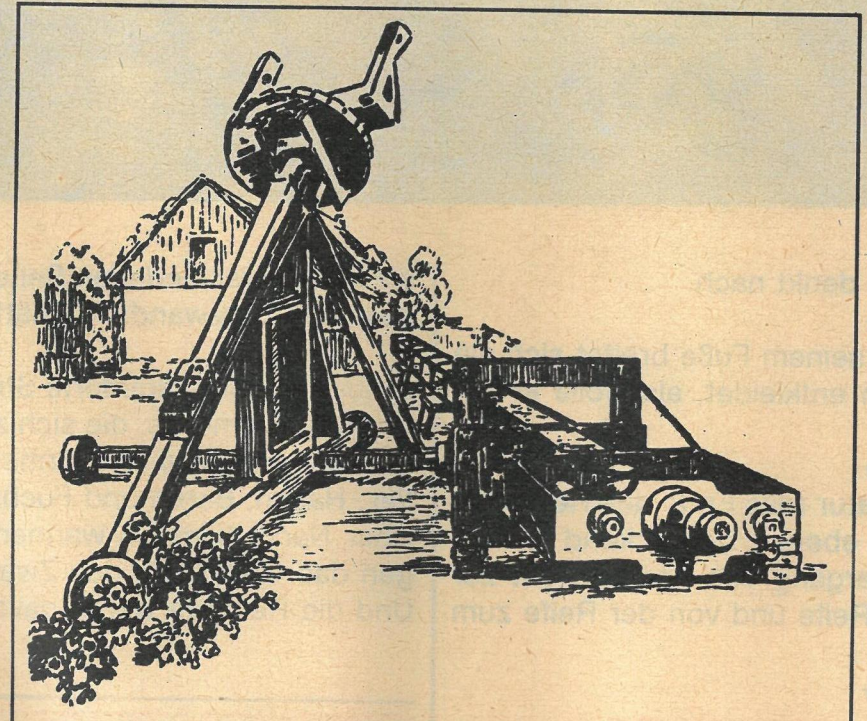
1923 verbindet sich Heinrich Vogeler mit Zophia (Sonja) Marchlewska und folgt im selben Jahr der Einladung ihres Vaters, des polnischen Revolutionärs und Internationalisten Julian Marchlewski nach Moskau, um dort an der Universität für nationale Minderheiten des Westens praktische Kenntnisse und Fertigkeiten in der Gestaltung von Flugblättern, Zeitungen, Illustrationen, Plakaten zu vermitteln und darüber hinaus die lange herbeigewünschte Gelegenheit wahrzunehmen, das Land der ersten erfolgreichen sozialistischen Revolution durch Augenschein zu erleben. Aus dieser ersten unmittelbaren Berührung wurde für Heinrich Vogeler ein anfangs immer wieder durch Reisen nach Deutschland unterbrochener und später fortdauernder Aufenthalt. Auf ausgedehnten Fahrten, deren Erschwernisse ihn herauszufordern scheinen, sucht er die enge Verbindung mit den schöpferischen Kräften des Volkes.

Er, zu dessen illustren Gästen einst in der von ihm im spätbürgerlichen Geschmack des neunzehnten Jahrhunderts geformten Exklusiv-Barkenhoff-Welt nahmhafte Künstler, Dichter, Maler, Musiker zählten, begegnet nun karelischen Holzfällern und Flößern, armenischen, kurdischen und balkarischen Hirten, usbekischen Baumwollpflückern. Sein Atelier sind die Dörfer und Städte und Modell die darin arbeitenden Menschen. Wie oft wurde er begrüßt mit den Worten: „Aha, der Chudoschnik – der Künstler!"
In dem jenseits des Terek gelegenen Ort Gnadendorf, dort hatte ihm die Kolchosverwaltung im Klub ein schönes, helles Zimmer zum Arbeiten und Schlafen gegeben, begegnete er Bek. Bei einem kleinen Meeting sprach ein kabardino-balkarischer Genosse der Parteileitung, und der deutschsprachige Bek ergänzte dem Maler an Hand einer Karte die geschilderte Lage. Das verschlossene Gesicht des Übersetzers, der eigentümliche, harte beobachtende Ausdruck hatten die Aufmerksamkeit Vogelers geweckt. „Mich interessierte es, diesen etwa fünfzigjährigen Mann, an dessen Schläfen sich schon weißes Haar unter dem Filzhut hervordrängte, kennenzulernen." Der Maler erfuhr, das sei ein Tischler, der die Reparaturwerkstatt und die Bautischlerei des Kolchos leite. Als das Meeting beendet war, erklärte ihm ein älteres Kolchosmitglied: „Das war der Mondkieker" – mit einem Unterton, als habe er „nach einem Mann gefragt, der sich mehr auf dem Mond bewegt, als daß er mit beiden Füßen auf der Erde und im Leben stände."



Fjodor Bek gezeichnet von H. Vogeler.

Eines späten Abends kam Heinrich Vogeler von seinem Arbeitsplatz bei den Kolchosbauern aus der entfernten Steppe ins Dorf hinunter. Auf dem Dorfplatz traf er den Tischler, der den Jugendlichen mit einem kleinen Fernrohr den Sternenhimmel erklärte. Der lud ihn zu sich ein, weil ihn die künstlerische Arbeit des Malers interessierte. Als sich Vogeler am anderen Tag im Dorf umsah, fiel sein Blick „auf ein hochragendes Gestell mit einer Drehscheibe, das sich neben dem efeubewachsenen Haus grotesk vom Sommerhimmel abhob." Den Tischlermeister trifft er auf dem Hof bei der Beendigung des Farb-



Teleskop des Dorftischlers Fjodor Bek. Zeichnung von H. Vogeler.

anstrichs an einem auf Böcken ruhenden dreizehn Meter langen Teleskop, das sich hier kurz vor der Montage auf jenes Gestell mit der Drehscheibe befindet. Fjodor Fjodorowitsch Bek erklärt ihm die technischen Einrichtungen für die Beweglichkeit des Teleskops. Um so neugieriger wird Vogeler darauf, was den Mann zur Astronomie und Optik gebracht hat. So erfährt er von Bek, dem ehemaligen Tagelöhner, Armbauern und schließlich Tischler, daß er jeden entbehrlichen Rubel für Bücher gespart hätte, die er sich aus Deutschland habe schicken lassen und durch Fachbücher aus Moskau ergänzt hatte. „Mir kam's darauf an, stark zu sein im Kampf gegen Religion und Aberglauben." Das Interesse Beks für die Astronomie erschien ihm zugleich als eine Möglichkeit, dem Einfluß eines reaktionär tätigen Kirchenrates entgegenzuwirken.

Im Hause Beks erfährt Vogeler bei Melonen, Weintrauben, Brot und Tee, hergerichtet von der Frau, an dem Tisch, der soeben noch von Spiegelscherben, altem, dickem Glas aus dem vergangenen Jahrhundert, das der Tischler zum Schleifen seiner Objektive gebrauchte, mehr über die Schwierigkeiten, unter denen sich die beiden Eheleute ihr Leben aufgebaut und dennoch ihre Träume nicht verraten hätten. Heinrich Vogeler, der durch sein engagiertes Eintreten für seine Überzeugung selbst immer wieder verschiedenen Anfeindungen ausgesetzt war, wußte sehr wohl, wovon der andere sprach. Beide hatten sie das Niederdrükkende einer profitbestimmten Zeit erlebt. Und wenn da von Beks künftigen Plänen die Rede ist, nämlich ein Museum zu schaffen, um den so lange in Unwissenheit Befangenen durch die Darstellung des Sonnensystems die Himmelskörper in ihren Größenverhältnissen und Umlaufbahnen erstmals vor Augen zu führen und ihnen die Entwicklungsgeschichte unseres Planeten zu veranschaulichen, dann begreift Heinrich Vogeler, der als Suchender und schöpferisch Mittätiger unterwegs ist, ihn darum um so mehr.

Er sieht die bildhaften Darstellungen, hebt die Gewissenhaftigkeit und Treue der Wiedergabe hervor und findet in dem „Notizbuch eines Malers" mitteilenswert: „In seinen Mappen fand ich außerordentlich exakte zeichnerische Darstellungen der Bewegungen und der Veränderungen im Erscheinen der Sonnenflecken und in ihrer Stellung zueinander."

Als Heinrich Vogeler ihn zum letzten Mal besuchte, erhob sich gegen den Nachthimmel des Sommers 1940 das Teleskop, an dem Bek mehr als ein Jahr gearbeitet hatte und dessen geschliffene Linsen den Bewohnern eines entlegenen Dorfes das Bild der Gestirne annähernd sechshundertfach vergrößerten.

Der Künstler hat es gezeichnet und dokumentiert damit eine der vielen einer oft harten Wirklichkeit abgerungenen Taten, die von der friedvoll verwandelnden Kraft des Menschen zeugen, um die es auch ihm Zeit seines Lebens ging.

Joachim Priewe

Repros: H. Vogeler, „Erinnerungen", Zeitschrift „Internationale Literatur" Moskau 1941

H. Vogeler, Lernende Arbeiter (1924)

Botschaft von sieben Händen

Ein gewichtiger Band von Edition Leipzig, wissenschaftlich aufbereitet, doch nicht nur für den Wissenschaftler bestimmt: Die erste Novgoroder* Chronik (1016 bis 1333/52). Außer dem Faksimile der Handschrift enthält er im Druck den altrussischen, 1950 in Moskau und Leningrad edierten Text sowie die erste vollständige Übersetzung dieses Textes ins Deutsche.

Unendliche Wälder umgaben den mittelalterlichen Fürstensitz Nowgorod am Wolchow; aus Holz waren die Häuser der Handwerker, die Höfe der Bojaren, die meisten Kirchen. An das Astwerk winterlicher Bäume erinnern die eng beschriebenen, nur hier und da mit einem kargen Initial versehenen Blätter der Chronik. Sieben unbekannte Schreiber sprechen zu uns, über Jahrhunderte hinweg…

„Im Jahre 6645 (byzantinischer Zeitrechnung)… war ein großer Aufruhr in Novgorod: Die Leute wollten (den Fürsten) Vsevolod nicht; einige aber flohen nach Pskov zu Vsevolod, deren Häuser gab man zur Plünderung frei… Zusammen mit den Leuten aus Kursk und den Polovcern zogen sie (Männer aus dem ganzen Novgoroder Land) gegen Pskov, um Vselovod zu vertreiben…" So heißt es über den großen Aufstand der Bauern und der Stadtarmut Nowgorods, der 1136/37 den Durchbruch zu neuen politischen Verhältnissen brachte.

Die „amtliche" Darstellung der Geschehnisse enthält manches, was uns heute nebensächlich erscheint; sie schweigt über vieles, was man aus jener entscheidungsvollen Periode russischer Vergangenheit brennend gern erfahren würde. Damit bleibt der Phantasie ein weiter Raum. Besonders lebhaft entwickelten sich Ausdeutungen um den Begriff des „Veče", der von den Chronisten oft erwähnten Volksversammlung der Nowgoroder. Bürgerliche Fortschrittler wie die Dekabristen hegten die romantische Illusion, daß vor achthundert Jahren am Wolchow eine Stadtrepublik auf vorbildliche Weise von der Gesamtheit aller freien Bürger regiert worden sei.

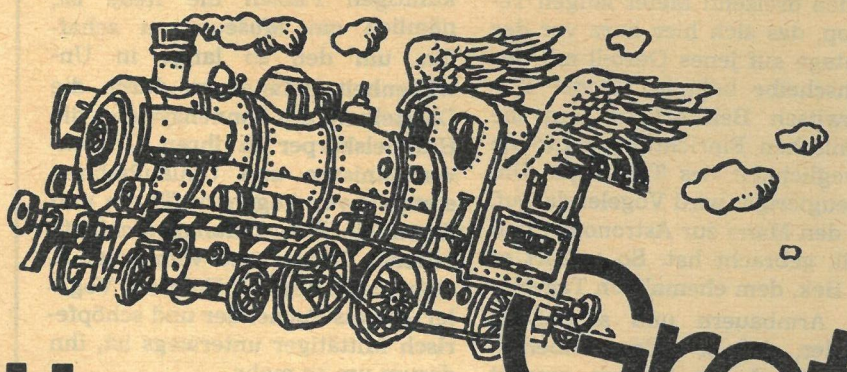
Die 1932 begonnenen Forschungen sowjetischer Archäologen auf dem Territorium der Stadt zerstörten dieses Bild. Zweifelsfrei wurde festgestellt, daß Nowgorods antifeudaler Demokratismus nur beschränkten Charakter hatte; die Macht lag stets in den Händen eines „Herren-Rates" von Bojaren, Grundbesitzern und Großkaufleuten, der die Stadt in der Art römischer Patrizier verwaltete.

Immerhin – die alten Nowgoroder hatten einen Vorsprung in der Geschichte: Nicht wenige Handwerker und Bauern beherrschten damals schon die Kunst des Schreibens. Seit 1951 wurden als Belege mehr als sechshundert Mitteilungen auf Birkenrinde (!) gefunden – von Lieferscheinen über Bittbriefe bis zu Schulaufgaben. Tatsächlich, die Kinder Nowgoroder Einwohner verstanden es, Buchstaben, Worte, Sätze in Tafeln mit Wachs zu ritzen, als in anderen Gegenden Europas Könige kaum ihren Namen zu Pergament bringen konnten.

Johannes Rana

*Die Übersetzung des Werkes folgt der bibliographischen Transkription. – Bild oben: Ikone „Kampf der Suzdaler mit den Novgorodern", 15. Jahrhundert (Ausschnitt)

Der Pole Stefan Grabinski (1887–1936) schrieb seine phantastischen Erzählungen in der Nachfolge eines E. T. A. Hoffmann, eines Edgar Allan Poe, wenngleich er den Vorwurf des Epigonentums, der ihm von Zeitgenossen gemacht wurde, zu Recht weit von sich wies. Der Phantastik-Autor lebte um die Jahrhundertwende als Lehrer in einem kleinen Provinzdörfchen und drückte in vielen seiner Geschichten sein tiefes Unbehagen über die damaligen gesellschaftlichen Verhältnisse aus. Der Verlag Volk und Welt stellt diesen polnischen Schriftsteller in seinem Band „Das graue Zimmer" demnächst vor, aus dem wir folgende Erzählung auswählten.



Stefan Grabiński

Lokführer Grot

Von der Fahrdienstleitung in Brzana erreichte den Stationsvorsteher in Podwyze eine Meldung folgenden Inhalts:
„Achtgeben auf Eilzug Nr. 10! Lokführer betrunken oder geistesgestört!"
Der Beamte, ein hochgewachsener, knochiger Blonder mit rötlichem Backenbart, las die Zeichen auf dem schmalen weißen Streifen, der aus dem Morseapparat rollte, las sie einmal, dann noch einmal, riß ihn ab, wickelte ihn zu einem Ring rund um den Finger und schob ihn in die Tasche. Ein kurzer Blick auf die Stationsuhr belehrte ihn, daß es bis zum Eintreffen des angekündigten Zuges noch reichlich Weile hatte. So gähnte er fürs erste nur gelangweilt, zündete sich mit lässiger Gebärde eine Zigarette an und ging in das angrenzende Zimmer, wo die Fahrkartenverkäuferin Fela saß, ein hellblondes, breithüftiges Fräulein, ideales Objekt in Augenblicken Langerweile und in Ermangelung besserer Happen.
Während sich der Vorsteher also würdig vorbereitete, hatte sich der in Verdacht geratene Eilzug schon ein gutes Stück von der Station Brzana entfernt.
Auf den Türflügel seiner Lok gestützt, starrte Grot durch das ovale Fenster reglos auf die Strecke, die sich in einem grauen, von schwarzen Schienensträngen eingefaßten Trakt dahinzog. Leicht glitt die Maschine auf den Schienen dahin, packte die Stränge gierig mit ihren Laufrädern und strich sie hastig hinter sich.
Grot empfand fast physische Wollust bei dieser ständigen Eroberung. Die schon errungene Beute unbeachtet lassend und unersättlich weiter raffend, berauschte er sich an der Unterwerfung des Raums…
Oft kam es vor, daß er sich so sehr in die Strecke verbiß, so sehr in Gedanken verlor, daß er Gott und die Welt vergaß, bis ihn der Heizer am Ärmel schütteln und warnen mußte, weil der Druck zu groß oder eine Station nicht mehr weit war.
Ja, er war schon ein Träumer, der Lokführer Grot. Dennoch liebte er seinen Beruf über alles und hätte ihn um nichts in der Welt gegen einen anderen eingetauscht. Er war ziemlich spät, erst im dreißigsten Lebensjahr in den Bahndienst eingetreten, hatte aber desungeachtet gleich zu Beginn eine so sichere Hand im Führen von Dampflokomotiven gezeigt, daß er alsbald dienstältere Kollegen in den Schatten stellte.
Was er vorher getrieben hatte, war nicht in Erfahrung zu bringen. Auf entsprechende Fragen antwortete er unwillig bald dies, bald jenes, oder er schwieg sich einfach aus.
Aus Grots dunkler Vergangenheit hatte man nur zwei Fakten ans Licht befördern können: den einen, daß er während des französisch-preußischen Feldzuges gedient, und den anderen, daß sein geliebter Bruder in ebendiesem Krieg ums Leben gekommen war.
Weitere Einzelheiten vermochte trotz aller Bemühungen niemand aus ihm herauszuquetschen. Zu guter Letzt gab man es auf und begnügte sich mit dem spärlichen Bündel biographischer Erkenntnisse über den „Ingenieur" Grot. So nämlich wurde mit der Zeit der wortkarge Lokführer von seinen Kollegen genannt. Dieser im übrigen nicht böse gemeinte Spitzname paßte so genau zu der Persönlichkeit des Krzysztof Grot, daß ihn selbst die Vorgesetzten in ihren Weisungen und Anordnungen duldeten. Auf diese Weise wollten die Leute seine Andersartigkeit zum Ausdruck bringen.
Die Lokomotive arbeitete schwer und stieß immer wieder ganze Wolken flockigen Rauchs aus. Ständig von der fleißigen Hand des Heizers beschickt, strömte der Dampf durch das stählerne Skelett, drückte die Kolben und trieb die Räder. Die Schienen polterten und knirschten, beim Wechsel krachten die Umstellvorrichtungen.
Für eine Weile erwachte Grot aus seiner Versunkenheit und warf einen Blick auf das Manometer. Der Druckmesser näherte sich der fatalen Zahl 13.
„Lassen Sie Dampf ab!"
Der Heizer streckte die Hand aus und rüttelte am Ventil. Ein langer durchdringender Pfiff ertönte; gleichzeitig entwich der Flanke des stählernen Kolosses ein dünner weißer Dampfkegel.
Grot kreuzte die Arme über der Brust und versank von neuem ins Sinnen.
„Ingenieur" Grot! O ja, ein zutreffender Beiname. Die Kollegen ahnten nicht, wie zutreffend er war.
In der fernen, nebligen Retrospektive der vergangenen Jahre sah er vor sich das bescheidene Elternhaus am Rande der Hauptstadt. In dem hellen Mittelzimmer der große runde Tisch mit einem Haufen Plänen, seltsamen Zeichnungen, technischen Skizzen. Über eine der Skizzen gebeugt, der strohblonde Schopf seines jüngeren Bruders Oleś. Daneben er, Krzysztof. Mit dem Zeigefinger fährt er über eine schraffierte Linie, die in einem elliptischen Bogen irgendeine Fläche begrenzt. Oleś nickt, korrigiert, erläutert. Das war ihr Laboratorium, in dem die kühne Idee eines Drachens geboren wurde, der, frei in den Lüften flatternd, die Atmosphäre durchdringen, den Weltraum erobern, den Gesichtskreis des Menschen erweitern und ihn ins Unendliche erheben sollte…

Bis zur Vollendung der Konstruktion hatte nicht mehr viel gefehlt, zwei Monate, höchstens drei. Doch da brach der Krieg aus. Einberufung, Feldzug, Schlacht, Tod…
Er erinnerte sich an den schrecklichen Augenblick, als sie den Gipfel des „Roten Forts" erklommen. Oleś war damals, von weitem erkennbar, an der Spitze der Abteilung heldenhaft vorwärtsgestürmt. Schon hatte sein gezogener Säbel den Rand des farbigen Wimpels berührt, die Hand mit siegessicherem Griff gegen die Fahnenstange gestreckt, doch dann blitzte es auf über der Bastion, eine Rauchwolke stieb aus den Visieren der Festung, ein höllischer Knall ließ die Zinnen erzittern… Oleś taumelte, schwankte unter dem blitzenden Bogen des gezückten Säbels und stürzte in die Tiefe – kurz vor dem Vollzug seiner kämpferischen Absicht, im Moment seiner soldatischen Pflichterfüllung, unmittelbar vor dem Ziel…
Dieser Tod hatte ihn, Krzysztof, aufs Krankenlager geworfen. Viele Monate hindurch lag er fiebernd im Feldlazarett. Danach kehrte er in den Alltag des Lebens als gebrochener Mann zurück. Die weltbewegenden Ideen und Eroberungspläne von einst hatte er aufgegeben, er wurde Lokführer. Zwar spürte er den faulen Kompromiß, begriff die Karikatur des Gedankens, dennoch fehlte es ihm an Kraft, von der Miniatur zu lassen. Alsbald ersetzte das Surrogat völlig das ursprüngliche Ideal, verengte durch seinen schmalen grauen Rahmen die einst breiten Horizonte: Er eroberte den Raum in neuem, kleinerem Maßstab. Doch hat er sich bei der Verwaltung ausschließlich Schnellzüge ausbedungen; Personenzüge zu führen, lehnte er ab. Auf diese Weise das Terrain nutzend, näherte er sich wenigstens partiell dem ursprünglichen Ideal. Er berauschte sich an der wahnwitzigen Raserei auf dem weitverzweigten Netz und ergötzte sich am Bewältigen beträchtlicher Entfernungen in kürzester Frist.
Er mochte allerdings keine Rückfahrten, verabscheute sogenannte Tour-retour-Rekorde. Er liebte nur das Vorwärtsstürmen, alle Wiederholungen widerten ihn an. Daher zog er es vor, zum unvermeidlichen Ausgangspunkt auf andere Art zurückzukehren, auf kreisförmiger oder elliptischer Bahn – Hauptsache, er mied den gleichen Rückweg. Er erkannte sehr wohl die Unvollkommenheit dieser Kurven, spürte das unethische dieser doch in sich geschlossenen Wege, wahrte aber wenigstens den Schein einer Vorwärtsbewegung, hatte wenigstens die Illusion, geradeaus zu eilen. Sein Ideal waren Fahrten in wahnsinnigem Tempo auf gerader Strecke, ohne Kurven und Abweichungen, er liebte das Dahinrasen ohne Rast, ohne Halt, in Sturmes-

eile nebelhaften blauen Fernen entgegen, auf Flügeln in die Unendlichkeit…
Jedwedes Ziel war ihm ein Greuel. Seit dem tragischen Tod des Bruders war in ihm ein besonderes psychisches Trauma entstanden, das sich in der Furcht vor jeglichem Ziel äußerte, vor jeder beliebigen Art von Ende und Schluß. Er liebte das ewige andauernde Streben, die Anstrengung der Bewegung. Er haßte es, das Ziel zu erreichen, zitterte vor dem Augenblick der Ankunft aus Angst, ihn könnte in der letzten, entscheidenden Minute eine Enttäuschung überraschen, die gespannte Saite könnte reißen und ihn in den Abgrund stürzen, wie Oleś damals, vor Jahren…
Daher regte sich in ihm eine elementare Furcht vor Bahnhöfen und Haltepunkten. Zwar gab es auf seinen Strecken nur wenige davon, aber ein paar waren es immerhin, an denen der Zug von Zeit zu Zeit zum Stehen gebracht werden mußte.
Stationen wurden für ihn allmählich zum Symbol des verhaßten Endes, die plastische Verwirklichung des gesetzten Reiseziels, jenes verfluchten Endes, vor dem ihm graute und schauderte und vorerst sah er nirgendwo einen Ausweg aus dem Dilemma: Der Zug mußte nun einmal ab und zu auf den vermaledeiten Bahnhöfen halten.

Schließlich, als der innere Widerstand zu einer unerhörten Spannung anwuchs, kam ihm ein glücklicher Gedanke. Er beschloß, eine gewisse Willkür im Zielbereich einzuführen, indem er die Grenzpunkte beweglicher machte. Auf diese Weise wurde der Begriff „Station", indem er viel von seiner Deutlichkeit einbüßte, zu etwas Unbestimmtem, etwas flüchtig Skizziertem und überaus Elastischem. Diese Verschiebbarkeit gewährte ihm eine gewisse Bewegungsfreiheit, die Fesseln des Bremsventils verloren ihren Zwang.

Es ging also vor allem darum, niemals an der vorschriftsmäßigen Stelle zu stoppen, sondern stets ein Stückchen dahinter oder davor.
Grot ging anfangs sehr vorsichtig zu Werke, um bei den Beamten keinen Argwohn zu erregen. Die Abweichungen waren zunächst so unbedeutend, daß sie keinerlei Beachtung fanden. Um jedoch in sich das Gefühl der Freiheit zu festigen, führte der Lokführer gewisse Variationen ein. Mal hielt er zu früh, mal zu spät, mal schlug das Pendel in dieser, mal in jener Richtung aus. Die Abweichungen wurden von Tag zu Tag erheblicher, sie wuchsen, vergrößerten sich.
Schon am Vortag hatte der Bahnhofsvorsteher in Smaglowo, ein grauhaariger Herr, der seine Äuglein wie ein betagter Fuchs ständig halb geschlossen hielt, befremdet in die Richtung geblinzelt, wo der Zug hielt – ein gutes Stück vor dem Bahnhof. Grot hatte sogar das Gefühl, als hätte der Alte irgend etwas in seinen Bart gebrabbelt und dabei mit der Hand auf ihn gewiesen. Doch irgendwie war er ungestraft davongekommen.

Er hatte sich erfreut die Hände gerieben und gedacht: Wenigstens hat er es bemerkt!
Als er diesen Morgen aus Worotycz abfuhr, beschloß er, den Einsatz zu verdoppeln.

Ich bin gespannt, dachte er, als er die Zylinderhähne öffnete, in welchem Verhältnis der Unwille dieser Herren zunehmen wird. Zum Quadrat der Entfernung, vermute ich…
Es begann in Zaszumie, der ersten größeren Station auf dieser Strecke. Mit einem boshaften Lächeln unter seinem Oberlippenbart brachte er den Zug einen Kilometer vor der Station zum Stehen und zündete sich seine Pfeife an. Gemütlich schmauchend betrachtete er interessiert die erstaunten Mienen der Schaffner und des Zugführers, die sich das Ganze nicht erklären konnten. Etliche Passagiere steckten besorgt die Köpfe aus den Fenstern und blickten nach rechts und nach links, irgendeine Blockierung vermutend. Da kam auch schon der Stationsvorsteher herbeigelaufen und fragte nach dem Grund. „Warum halten Sie nicht am Bahnsteig? Es sind keinerlei Hindernisse signalisiert, alles ist in Ordnung."

Grot ließ in aller Seelenruhe ein großes, dickes Dampfknäuel ab und sagte phlegmatisch, ohne die Pfeife aus dem Mund zu nehmen: „Hm… So? Und mir schien, als wäre die Weiche schlecht gestellt. Nun lohnt es nicht mehr, das Stückchen heranzufahren. Meine Alte muß ein wenig verschnaufen."
Er schlug tätschelnd auf das Kesselblech. „Im übrigen steigen die Fahrgäste schon von allein aus, da, sehen Sie, Herr Vorsteher, einer, noch einer, dort eine ganze Familie!"

In der Tat: Die ungeduldigen Passagiere begannen die Wagen zu verlassen und schleppten sich zu Fuß, gebeugt unter der Last der Bündel und Gepäckstücke, zur Station. Grot begleitete sie mit spöttischem Blick und dachte nicht daran, seine Haltung zu ändern.
Der Beamte runzelte die Stirn, gab sich geschlagen und mahnte nur beim Weggehen: „In Zukunft strengen Sie Ihre Augen an!"
Der Lokführer quittierte diese Bemerkung mit verächtlichem Schweigen. Wenige Minuten später brauste der Zug davon.

In Brzana, der nächsten Station, wiederholte sich die Geschichte, nur mit der Abwandlung, daß es Grot diesmal beliebte, den Zug einen Kilometer hinter der Station zum Stehen zu bringen. Auch hier gab er nicht nach und schob die Lok keineswegs zum Bahnsteig zurück. Er sah aber, bevor sich der Zug zur Weiterfahrt in Bewegung setzte, wie Zugführer und Stationsvorsteher ein paar Minuten lebhaft miteinander flüsterten. Den Blikken und Gesten entnahm er, daß er Gegenstand des Gesprächs war, doch ihn focht das nicht an. Im Gegenteil, ihn amüsierte der vielsagende runde Kreis, den der rotbemützte Vorsteher mit dem Finger auf seiner Stirn beschrieb. Bald darauf raste Grot von neuem mit Volldampf durch die Gegend, ohne zu ahnen, daß der Morseapparat, der in Brzana sogleich betätigt wurde, die Aufmerksamkeit der Beamten in Podwyze auf ihn lenkte.

Schon war die Stadt nicht mehr weit, schon stachen in den abendlichen Himmel die goldnen Kreuze der Kirchen. Rauchschwaden glitten über das Dächermeer, Fabrikschornsteine ragten auf wie Nadeln auf einem Nadelkissen. Schon kreuzte sich in der Ferne das Netz der Schienenstränge, und dunkel schimmerte der Wald der Weichensignale.

Kräftig packte Grot das Handrad, betätigte den Regler, zog am Bremsventil; die Lok stieß einen klagenden Laut aus, halb Stöhnen, halb Pfeifen, erbrach eine gewaltige Dampfkaskade und blieb stehen – gute anderthalb Kilometer vor der Station. Grot nahm die Hände vom Handrad und studierte den Effekt. Die Erwartung hatte ihn nicht getrogen. Der vorgewarnte Vorsteher entsandte einen rangniedrigeren Kollegen als Unterhändler.

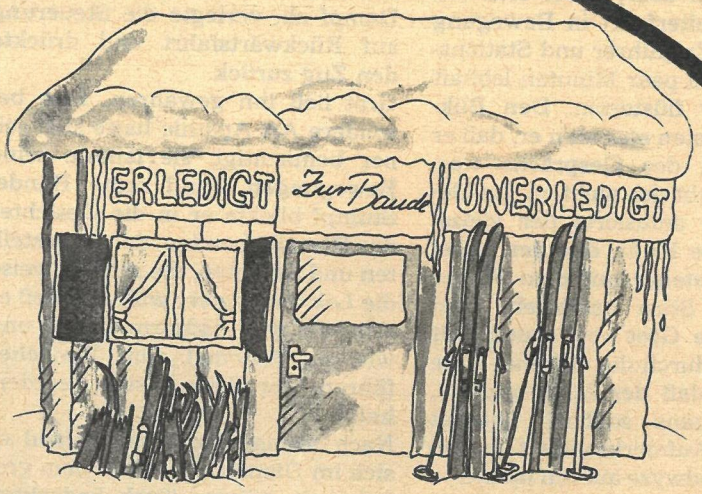
Der junge Mann machte eine ernste, fast andächtige Miene. Er straffte sich, strich mit vorgewölbter Brust die Dienstjacke glatt und betrat feierlich die Tenderbrücke.
„Fahren Sie zur Station!"
Schweigend drehte Grot am Handrad und setzte den Zug in Bewegung.
Stolz über den davongetragenen Sieg kreuzte der Assistent die Arme napoleonisch über der Brust, wandte sich dann verächtlich ab und zündete sich respektlos eine Zigarette an. Der Triumph währte nur kurz, denn der Zug glitt rauschend am Bahnsteig vorbei, und statt vor der Station zu halten, fuhr er ein beträchtliches Stück weiter, um erst dort wieder Rast einzulegen.
Der Beamte hatte das nicht sogleich mitbekommen; erst als er das Stationsgebäude links von ihm gewahrte, stürzte er sich drohend auf den Lokführer: „Sind Sie verrückt geworden? Den Zug auf freier Strecke anzuhalten! Entweder Sie haben nicht alle beisammen oder sie haben einen über den Durst getrunken! Sofort zurückdrücken!"
Grot zuckte mit keinem Muskel, rührte sich nicht vom Fleck. Da schob ihn der Beamte beiseite, nahm seinen Platz ein, ließ den Dampf ab, verlegte die Steuerung auf Rückwärtsfahrt und drückte den Zug zurück.
Grot ließ ihn gewähren. Eine besondere Art Apathie hatte sich seiner bemächtigt, sie lähmte seine Bewegungen, band seine Hände. Stumpf blickte er in die Gesichter der Diensthabenden, der Angestellten und Beamten, die scharenweise die Lok umringten; willenlos ließ er sich von der Plattform ziehen und wie ein Automat zum Vorsteher führen, der ihn zu sich beordert hatte.
Nach wenigen Minuten befand er sich im Dienstzimmer vor dem großen, mit grünem Tuch bedeckten Tisch, auf dem ununterbrochen in nervösen Zuckungen Apparate klapperten, lange Papierstreifen abrollten, Klingeln schrillten.
Der Stationsvorsteher begann ihn zu verhören. Der neben ihm sitzende Protokollant tauchte die Feder ein und wartete gespannt auf die Fragen aus dem Munde des Vorgesetzten.
Und da kamen sie auch schon.
„Ihr Name?"
„Krzysztof Grot."
„Alter?"
„Zweiunddreißig Jahre."
„Wann sind Sie aus Worotycz abgefahren?"
„Heute morgen, 4 Uhr 54."
„Haben Sie vor Übernahme des Zuges die Lok inspiziert?"
„Ja, das habe ich."
„Erinnern Sie sich noch an die Serie und die Nummer der Lok?"
Über Grots Gesicht huschte ein seltsames Lächeln.
„Ich erinnere mich. Serie Null. Nummer: Unendlich."
Der Vorsteher warf dem protokollierenden Kollegen einen beredten Blick zu.
„Bitte schreiben Sie die soeben gemachten Angaben auf diesen Zettel."
Der Vorsteher schob ihm ein Stück Papier und einen Bleistift hin.
Grot hob die Schultern: „Von mir aus."
Und er malte nebeneinander folgende zwei Zeichen: 0 ∞
Der Vorsteher blickte auf die Zahlen, nickte und setzte die Befragung fort.
„Die Nummer des Tenders?"
„Weiß ich nicht mehr."
„Schlecht, sehr schlecht. Ein Lokführer sollte solche Dinge im Kopf haben! Wie heißt Ihr Heizer?"
„Blazej Niedorost."
„Der Vorname stimmt, der Familienname ist falsch."
„Ich weiß es aber genau."
„Sie haben sich geirrt, er heißt Blazej Smutny."
Grot wehrte lässig ab.

Fortsetzung auf Seite 41

Weißt du das Leben nicht recht zu

Wenn Frauen Fehler machen wollen, soll man ihnen nicht im Wege sein. Erich Kästner

Interbrettiertes von Steger



Frusti, der schanzenlose Schneck von Lippok

Redaktion:
Karin Kopp,
Hannes Schreiber;
Grafik:
Martin Kotsch

2 Wochenspruch

Wo ein Begeisterter steht, ist der Gipfel der Welt!

Joseph von Eichendorff

Gennadi Popow

Schlittertour

In die Bahnhofshalle tritt ein Mann. Er geht zum Schalter mit der Aufschrift „Kasse". Hinter dem Schalter blinkt ein moderner Computer mit seinen Lämpchen. Der Mann schaut ihn entzückt an und sagt aufgeregt: „Ich möchte zum Winterfestival fahren. Geben Sie mir eine Fahrkarte nach Tula." Der Computer reagiert augenblicklich: „Warten Sie auf Antwort..." Ungeduldig schaut der Mann zur Uhr. Hinter ihm bildet sich eine Schlange. „Wie lange muß ich noch warten?"

„Wiederholen Sie die Frage!" schnarrt der Computer.

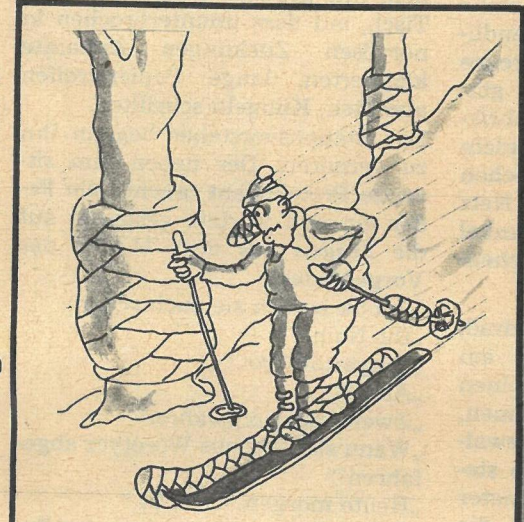
„Wie lange ich noch warten muß?"

„Auf solche Fragen geben wir keine Antwort. Wenden Sie sich an die Auskunft."

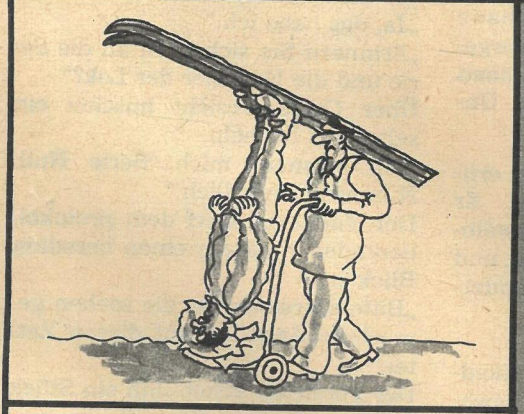
„Haben Sie eine Fahrkarte nach Tula?"

„Warten Sie auf Antwort... Warten Sie auf Antwort..." Schließlich: „Die Kasse schließt! Pause... Pause... Pause...!"

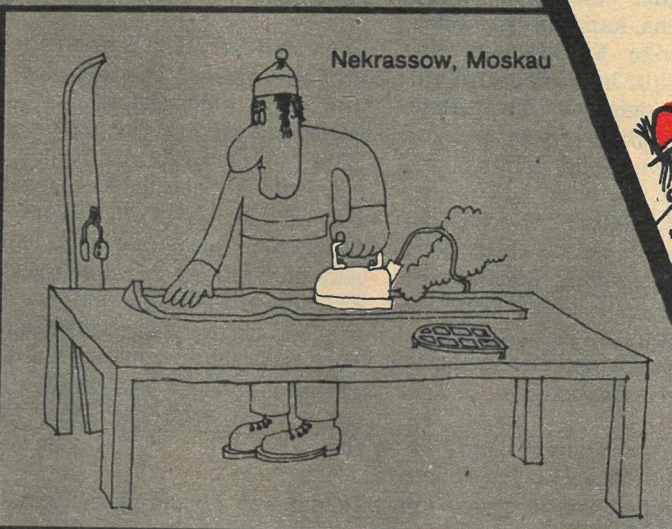
„Es ist eine Schande!" empört sich der Mann. „Ich stehe hier eine geschlagene Stunde!"



Tjunin, Moskau

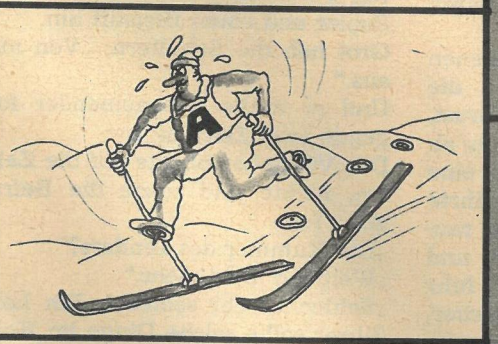


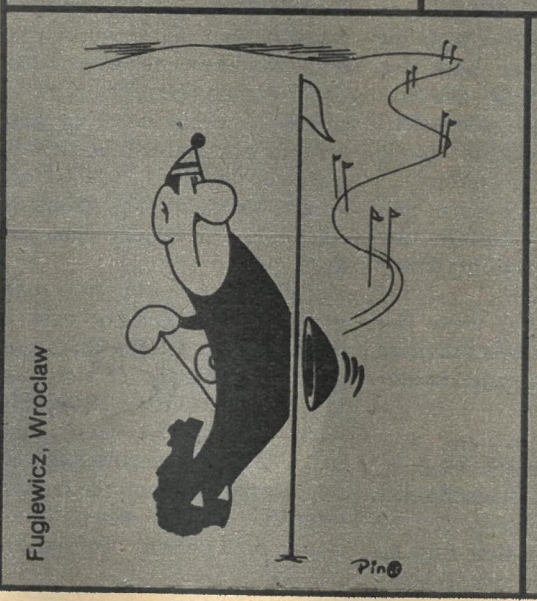
Tscherepanow, Moskau



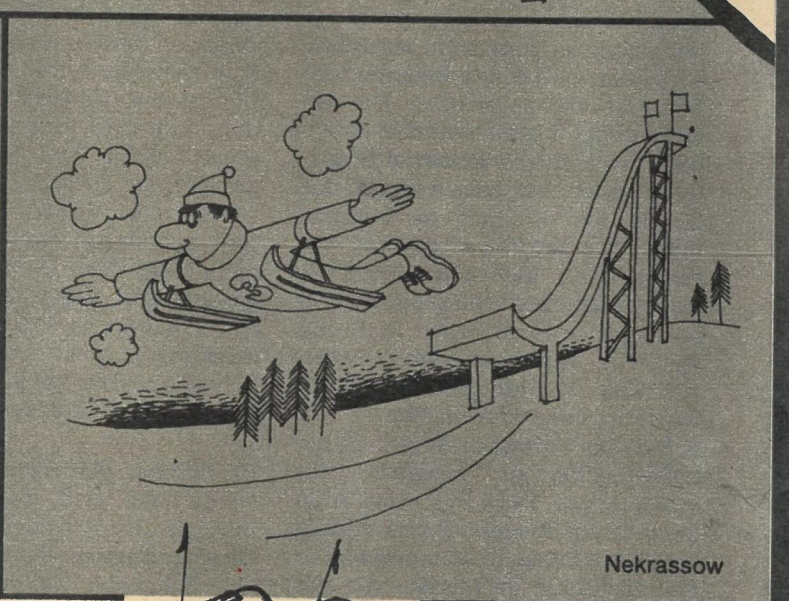
Nekrassow, Moskau

Auch der Skilehrer muß den richtigen Fall kennen.



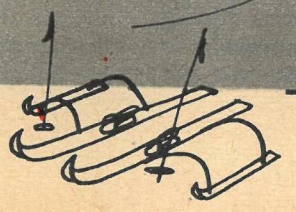


Fuglewicz, Wroclaw



Nekrassow

Die Verwandten sind wie eine schöne Gebirgslandschaft:



den allerbesten

genießen, so weiche Erfahrenen. Horaz

Wer von einer Schanze springen will, muß vorher über seinen Schatten springen. Wenn auch die Kräfte fehlen, ist dennoch der Wille zu loben. Ovid

„Benehmen Sie sich gesittet. Sie sind viele, aber ich bin allein!“ Aus der metallischen Stimme des Computers hört man schlecht verhohlene Gereiztheit heraus.
„Ich werde mich beschweren…“
„Beschwere dich. Die Nervösen sind schon alle gegangen.“
Der Mann begibt sich zur Aufsicht. Um den Tisch herum stehen Computer. „Worum geht es?“ fragt einer und richtet sein rotes Auge auf den Besucher.
„Die Kasse will nicht arbeiten und ist grob zu den Kunden.“
„Warten Sie draußen! Wir haben eine Beratung über Fragen der Vervollkommnung der Versorgung der Reisenden.“
„Aber ich möchte…“
„Ich wiederhole: Warten Sie draußen. Es gibt viele Fahrgäste, aber ich bin allein.“
Eine Reinigungskraft betritt den Raum. Sie geht an den Computer heran und wischt ihm den Staub von den Schultern. „Der arme Kerl ist defekt“, klärt sie den Besucher auf.
„Und der Kassierer?“
„Der ist ebenfalls unpäßlich. Den ganzen Tag schon warten wir auf den Mechaniker.“
„Wie ist der Name des Mechanikers? Dem werde ich was erzählen!“
„Er wird es überstehen. Auch er ist ein Computer.“
Ich fuhr nicht zum Wintersport nach Tula. Das Bein habe ich mir zu Hause gebrochen!

Aus dem Russischen von Adeline Thomas

Ein bezwungener Eisberg – schmilzt!

Kälteschauer

Dezemberwind, der Musikant,
der blies sein stärkstes Forte,
und morgens stand, im Nachtgewand,
der Winter an der Pforte.

Er malte einen Blumenstrauß
an alle Fensterscheiben
und rollte seinen Teppich aus.
Er wollte länger bleiben.

Die Sonne hing als bunter Ball
verschlafen im Geäste
und putzte lächelnd Eiskristall.
Schon kamen erste Gäste.

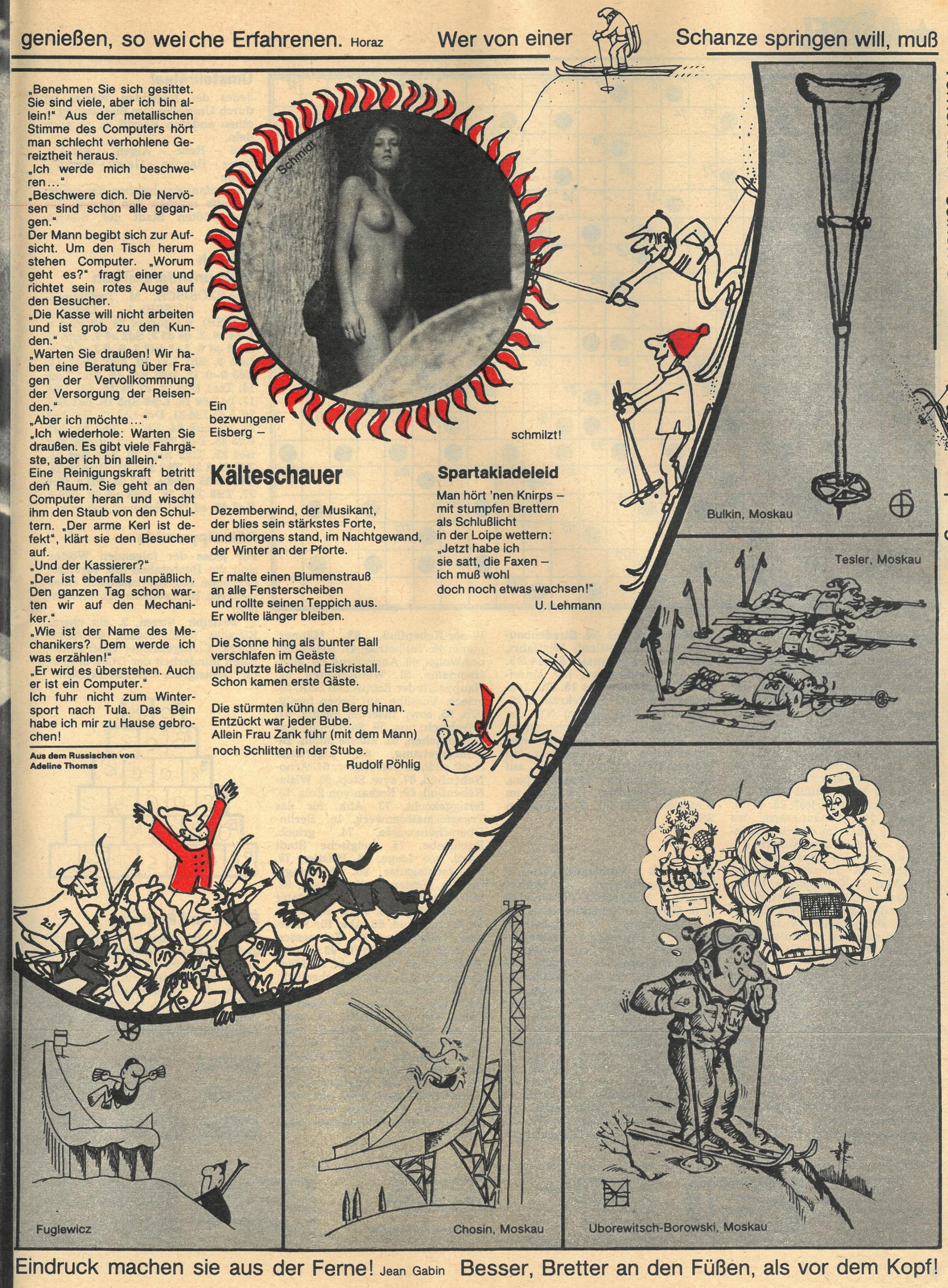
Die stürmten kühn den Berg hinan.
Entzückt war jeder Bube.
Allein Frau Zank fuhr (mit dem Mann)
noch Schlitten in der Stube.

Rudolf Pöhlig

Spartakiadeleid

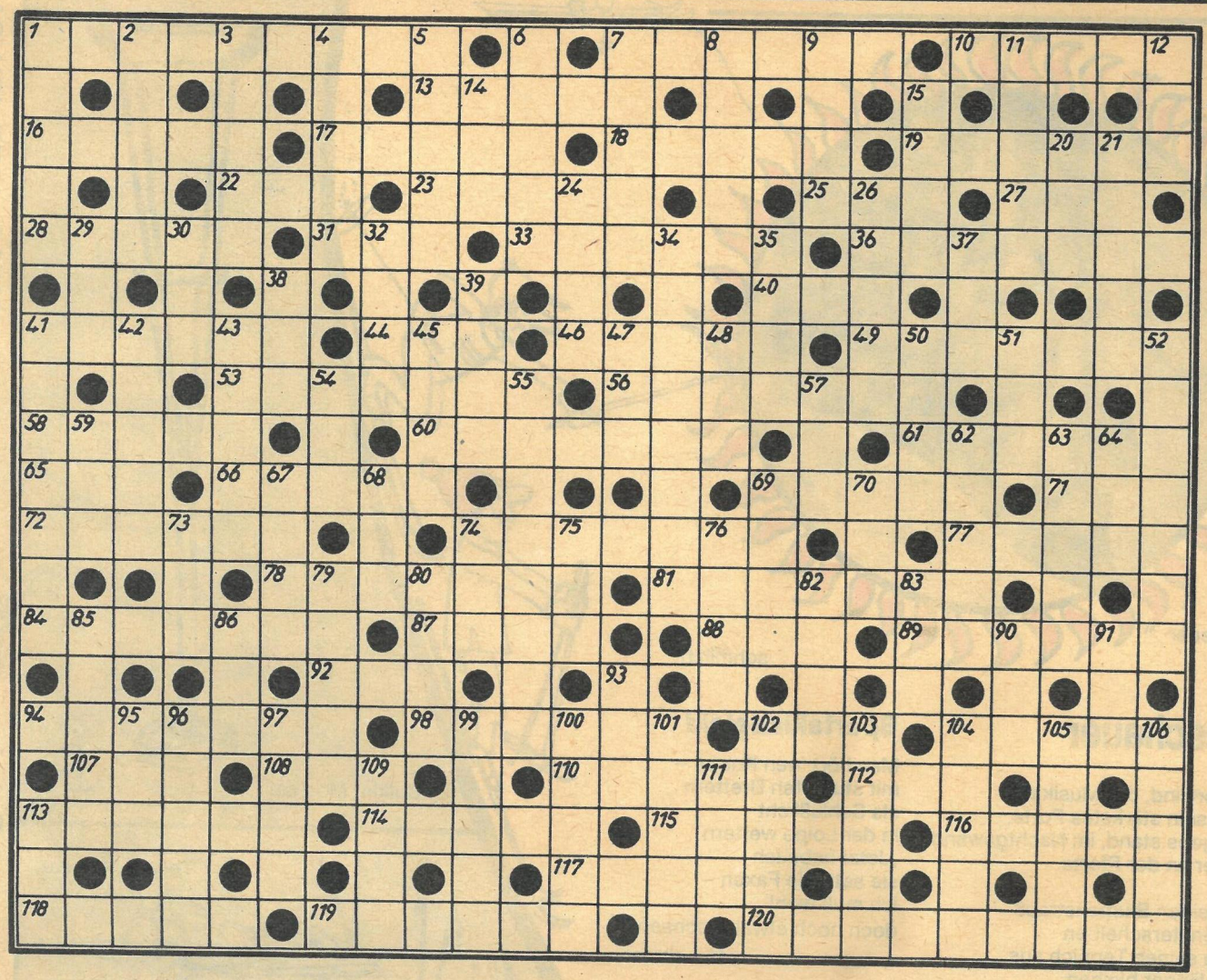
Man hört 'nen Knirps –
mit stumpfen Brettern
als Schlußlicht
in der Loipe wettern:
„Jetzt habe ich
sie satt, die Faxen –
ich muß wohl
doch noch etwas wachsen!“

U. Lehmann



Eindruck machen sie aus der Ferne! Jean Gabin Besser, Bretter an den Füßen, als vor dem Kopf!

★ RÄTSEL



Kreuzworträtsel

Waagerecht: 1. Heldenstadt a. d. Wolga, 7. nordfranzös. Stadt a. d. Somme, 10. Einheit im System der staatl. Gliederung der DDR, 13. die Vogelwelt eines Gebietes, 16. westsibir. Stadt, 17. Verwaltungskörperschaft, 18. Bildhauerwerk des Michelangelo i. d. Peterskirche zu Rom, 19. Vorrichtungen zum Halten der Riemen eines Ruderbootes, 22. Begriff beim Fußballspiel, 23. Gestalt aus „Don Carlos", 25. weibl. Schwein, 27. Mündungsarm des Rheins, 28. Stadt im Bezirk Magdeburg, 31. metallhaltiges Mineral, 33. schwedischer See südwestl. von Östersund, 36. dünnes Blättchen, 40. Fluß im SO Kasachstans, 41. edles Rassepferd, 44. Körperteil, 46. Stadt in Burma (nördl. von Mandalay), 49. Bühnentanz; Tanzgruppe, 53. gefährlichster Schädling des Weinbaus, 56. männl. Gestalt aus Tolstois „Anna Karenina", 58. unechter Schmuck, wertloses Zeug, 60. Automarke der DDR, 61. feiner Regen, 65. engl. Zahlwort, 66. Angelegenheit, Sache (französ.), 69. Mündungsarm der Wisla, 71. österr. Ort in Tirol, 72. Oper von Flotow, 74. altspanischer Volkstanz, 77. Gebirge im asiat. Teil der SU, 78. ein chem. Element, 81. Offizier der obersten Rangklasse, 84. Kap im Süden Italiens, 87. Höhenrücken im Weserbergland/BRD, 88. Gipfel, Vorgebirge (arabisch), 89. Gangart, 92. Mädchenname, 94. Straßenbaumaterial, 98. Wettlauf, Wettfahrt, 102. tschech. Reformator des 14./15. Jh., 104. Hausvorbau, 107. amerikan. Schriftsteller des 19. Jh., 108. Speisefisch, 110. Heidekraut, 112. Tanzschritt, 113. Ort im NW des Sudan/Afrika, 114. Mädchenname, 115. Abflußrinne, 116. Faser trop. Agavenarten, 117. Flüßchen bei Wolgast/Bezirk Rostock, 118. auf Säulen ruhender Etagenvorbau, 119. Wassersportler, 120. Stadt im zentralen Teil der Kasachischen SSR.

Senkrecht: 1. Verbandsmaterial, 2. Beleuchtungskörper, 3. starker Sturm, 4. bulgarische Bezirksstadt a. d. Donau, 5. Nebenfluß des Don, 6. Männername, 7. schnittfeste, säuerliche Gallerte, 8. Rhône-Nebenfluß, 9. Insel vor der Nordwestküste Sumatras, 11. Aufgabe des Schauspielers, 12. japan. Münzeinheit, 14. jugoslaw. Adriainsel, 15. Stadt in Äthiopien, 20. Operngestalt aus „Schneeflöckchen", 21. Aufsehen; Skandal, 24. Krach, Radau, 26. Abwesenheitsnachweis, 29. Wurfspieß, 30. Anerkennung, 32. altspanische Münze, 34. Stadt i. d. Oblast Rostow am Don, 35. altgriech. Siegesgöttin, 37. Zeichen, 38. schweizer. Flächenmaß, 39. Fluß im Fernen Osten der SU, 41. selbsttätig arbeitende Maschine, 42. Weser-Nebenfluß, 43. Männername, 45. Teilbetrag, 47. Nebenfluß der Wolga, 48. Ansiedlung, 50. Mädchenname, 51. Windschatten, 52. Hauptstadt der Estnischen SSR, 54. griech. Vorsilbe, auf Leben bezüglich, 55. sowj. Insel im Pazifik, 57. griechisch: neu, 59. Sammlung von Aussprüchen, 62. älteste latein. Bibelübersetzung, 63. algerische Stadt südöstl. von Algier, 64. Arno-Nebenfluß, 67. svw. Stop, 68. Wisla-Nebenfluß, 69. Roman von Zola, 70. fertiggekocht, 73. Abk. für das Transformatorenwerk in Berlin-Oberschöneweide, 74. griech. Buchstabe, 75. belgische Stadt nördl. von Liege, 76. Pelztier, 79. Hauptschlagader, 80. Trockengebiet im Westen Vorderindiens, 82. alttestamentarischer Stammvater der Edomiter, 83. engl. Biersorte, 85. Blütenstand, 86. Abk. für Nationale Volksarmee, 90. Zeitmesser, 91. Fluß im südl. Peru, 93. Warta-Nebenfluß, 95. Drehpunkt, 96. Mädchenname, 97. Kinderwäschestück, 99. Ort südöstl. von Suhl, 100. Angehöriger eines kleinen Volkes im Gebiet von Archangelsk, 101. westafrikan. Strom, 102. tschech. satir. Schriftsteller (gest. 1923), 103. ein Wurfsportgerät, 104. Würzflüssigkeit, 105. Hauptstadt der Tatarischen ASSR, 106. Literaturhistoriker der DDR (gest. 1954), 109. ostsibir. Strom, 111. griech. Insel, 113. ausgestorbener Riesenvogel Neuseelands.

Umstellrätsel

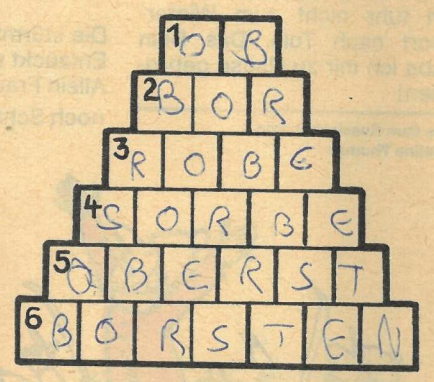
Jedes der folgenden Wörter ist durch Umstellen der Buchstaben in einen anderen Begriff zu verwandeln:
Idol – Rebe – Algen – Serie – Irene – Rangen – Genre – Raum – Made
Die Anfangsbuchstaben der neuen Begriffe ergeben den Namen der zweitgrößten Stadt der Sowjetunion.

Schach
Maja unwiderstehlich

FRANZÖSISCH, M. Tschiburdanidse (UdSSR)–I. Lewitina (UdSSR), Wolgograd 84, 12. Partie:
1. e4 e6, 2. d4 d5 3. Sd2 a6 4. Sgf3 c5 5. ed ed 6. Le2 Sf6 7. 0–0 Le7 8. dc L:c5 9. Sb3 La7 10. Lg5 Sbd7 11. Ld3 0–0 12. Dd2 Sc5 13. S:c5 L:c5 14. Tae1 Dd6 15. c3 h6 16. Lf4 Db6 17. b4 Ld6 18. L:h6 Sh5 19. Le3 Dc7 20. Ld4 Lf4 21. Dc2 Lg4 22. Se5 Le6 23. g3 Lh6 24. Lh7+ Kh8 25. Lf5 L:f5 26. D:f5 Sf6 27. g4 Ld2 28. Te2 Se4 29. T:d2 S:d2 30. Td1 Se4 31. Td3 Kg8 32. Th3 Sg5 33. D:g5 f6 34. Dh5 fe 35. Dh8+ Kf7 36. Tf3+ Ke6 37. T:f8 T:f8 38. D:f8 ed 39. Df5+ Ke7 40. cd Dc4 Schwarz gab auf.

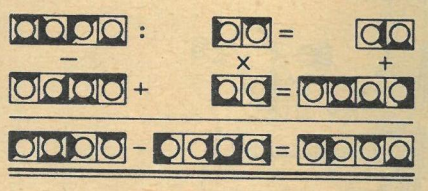
Rätselpyramide

Für jedes der folgenden Wörter sind die Buchstaben des vorangegangenen Begriffs (zusätzlich eines weiteren Buchstabens) zu verwenden:
1. westsibir. Strom, 2. ein chem. Element (Nichtmetall), 3. Amtstracht, 4. Angehöriger einer nationalen Minderheit der DDR, 5. militär. Dienstgrad, 6. Schweinehaare.



Raten und Rechnen

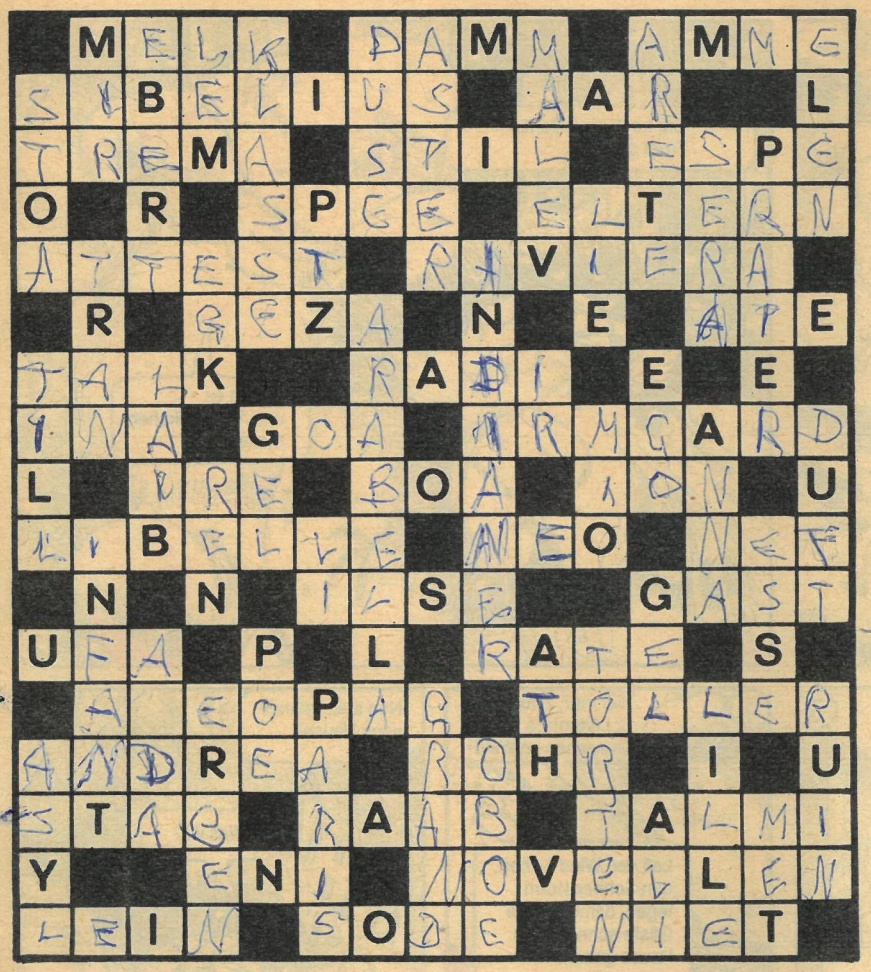
Jedes Karo bedeutet eine Ziffer; gleiche Karos bedeuten also immer gleiche Ziffern. Diesen Angaben entsprechend sind die Ziffern zu finden, die – in die runden Mittelfelder der Figuren eingesetzt – die waagerechten und senkrechten Aufgaben richtig lösen.



Redaktion: FREIE WELT
1026 Berlin,
Karl-Liebknecht-Str. 29
Telefon: über 24 40
Fernschreib-Nr. 011 48 54

FREIE WELT

Redaktionskollegium:
Chefredakteur: Joachim Umann
Stellv. Chefredakteure:
Günter Bonow,
Marianne Wambutt,
Dr. Paul Wurche;
Wissenschaft: Heinz Bartel
Chefreporter: Hans Frosch
Wirtschaft: Wolfgang Scheel
Politik: Günther Wolfram
*
Leserprobleme: Bernd Siegmund
Kultur: Helmut Zemke i. V.
Bild: Alfred Paszkowiak
Gestaltung: Horst Wustrau
Korrespondenten in Moskau:
Jürgen Geitner, Volkmar Billeb,
Dr. Dietrich Pätzold
Herausgeber: Zentralvorstand der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft
*
Verlag: Berliner Verlag
Verlagsdirektor: Erich Reimann



Kreuzgitter

Wörter folgender Bedeutung – hier unabhängig von Richtung und Reihenfolge in der Figur aufgeführt – sind in die Felder einzutragen:
1. Zufluchtsort; Obdach, 2. Nährmutter, 3. Mariza-Nebenfluß, 4. Wappenvogel, 5. Oper von Richard Strauss, 6. ärztl. Bescheinigung, 7. Herbstblume, 8. griech. Göttin der Verblendung, 9. arab. Männername, 10. belgische Stadt südl. von Gent, 11. altgriech. Staatsgerichtshof, 12. griechisch: Tugend, 13. Mädchenname, 14. frühere indische Münzeinheit, 15. Riesenschlange, 16. guter Geruch, 17. befestigte Fahrbahn, 18. italien. Schauspielerin (1858–1924), 19. DDR-Schauspielerin, 20. Rauchfang, 21. Nachlaßempfänger (Mz.), 22. Zitterpappel, 23. Komponist der Oper „Peer Gynt", 24. die nächsten Verwandten, 25. lateinisch: das Ich, 26. japan. Maler des 13. Jh., 27. svw. Elch, 28. ungar. Männername, 29. Maß der Beschleunigung (nach Galilei), 30. Gebietsteil im Westen der Indischen Union, 31. Großspiel im Skat, 32. Besucher, 33. Kurzwort für Gelatine, 34. nordpoln. Küstenfluß, 35. Flüßchen im Harz, 36. Titel spanischer Prinzen, 37. Mädchenname, 38. Ureinwohner Amerikas, 39. Mädchenname, 40. chem. Zeichen für Iridium, 41. Elementarteilchen, 42. Schulraum, 43. Brotform, 44. nordwestfranzös. Stadt, 45. chem. Zeichen für Lithium, 46. Raubinsekt, 47. poln. Schriftsteller, 48. einheimische Öl- und Faserpflanze, 49. norweg. Schriftsteller (gest. 1908), 50. ein Holzblasinstrument, 51. Segelschiffstyp des Mittelalters (Vorläufer der Kogge), 52. griechisch: neu, 53. Verbindungsbolzen, 54. Prosaerzählung (Mz.), 55. westeurop. Hauptstadt, 56. nordamerikan. Schriftsteller (gest. 1849), 57. Vergnügungspark in Wien, 58. Abk. für Polytechnisches Zentrum, 59. französ.-italien. Küstengebiet am Mittelmeer, 60. Teilbetrag, 61. Donau-Nebenfluß, 62. Nordlandtier, 63. svw. Rettich, 64. Zusammenbruch, 65. langer Hohlzylinder, 66. bedeutendster Komponist Finnlands, 67. ausgestochenes Rasenstück, 68. ein Waschpulver, 69. altgriech. Philosophenschule, 70. Ausdrucksweise, 71. Impfstoff (Mz.), 72. militär. Kommandostelle, 73. ungarische Luftfahrtgesellschaft, 74. Honigwein, 75. russisch: Frieden, 76. Stadt a. d. Donau (Niederösterreich), 77. Kurzbezeichnung für Million, 78. Aussprachezeichen, 79. Unechtes, 80. Vorname eines Schalksnarren, 81. ein Mineral, 82. Fischfett, 83. deutscher Schriftsteller und Dramatiker (1893–1939), 84. Feingebäck (Mz.), 85. Hauptstadt der Baschkirischen ASSR.

Silbenrätsel

Aus den Silben al – al – as – at – at – chel – de – fe – fer – gel – jabr – käu – ke – las – le – lee – mer – mes – mik – nen – okt – on – pra – ra – re – rö – schie – schöf – ser – si – sie – star – stent – sti – ter – ter – ti – trak – wda – wil sind 18 Wörter zu bilden.
Die zweiten Buchstaben der Lösungswörter von oben nach unten, die vierten von unten nach oben gelesen, ergeben ein französisches Sprichwort (ch = 1 Buchstabe):
1. Baumstraße, 2. jemand, der eine Ware erwirbt, 3. ehrenamtlicher Richter, 4. Erzeugnis der Töpferkunst, 5. sowj. Tageszeitung, 6. Lebensjahre, 7. irisch. Schriftsteller, Dichter u. Dramatiker (1856–1900), 8. Fahrbahnen für Eisenbahnzüge, 9. Ort nördl. von Kirowabad/Aserbaidshan, 10. Besteckteil, 11. Riemenwerk der Zugtiere, 12. Kartenwerk, 13. Glanznummer; Zugstück (z. B. im Zirkus), 14. Weinglas, 15. Fahrzeuganlasser, 16. Spielbestimmung, 17. spitzes Werkzeug des Graveurs, 18. Gehilfe; Nachwuchswissenschaftler.

Vom Kern zum Wort

Die Wörter beginnen im Zahlenfeld: 1. alter Name für den Monat November, 2. Hahnenfußgewächs, Arzneipflanze, 3. Titelgestalt bei Heinrich Mann, 4. russ. Männername, 5. Forschungseinrichtung; Hochschule, 6. im Altertum Name der Griechen, 7. literarische Bewegung zw. 1795 und 1830; im übertragenen Sinn: Hang zur Träumerei.
Die Anfangsbuchstaben der Lösungswörter (senkrecht) ergeben die Bezeichnung für den Jahresbeginn.

1		B	E	L			
2					H	U	T
3		T	E	R			
4					J	A	N
5		A	D	E			
6				E	N	E	
7		M	A	N			

Buchstabentausch

Jedem der folgenden Wörter ist der letzte Buchstabe auszutauschen, so daß andere Begriffe entstehen:
Reis – Step – Bar – Lech – Hase – Pest – Marc – Damm
Die neuen Endbuchstaben – nacheinander gelesen – ergeben die Bezeichnung für Fruchtzucker.

Einer fehlt

Jedem der folgenden Wörter ist ein weiterer Buchstabe als neues Wortende hinzuzufügen, so daß sich andere Begriffe ergeben:
Qual – Wand – Ente – Tang – Bor – Laut
Die neuen Endbuchstaben – nacheinander gelesen – ergeben die Bezeichnung für einen Speisepilz.

Auflösungen aus Heft 26/1984

Kreuzgitter. Waagerecht: Stall (70), Agame (1), Lat (45), Oil (61), Narbe (55), Atelier (4), Kanonen (41), the (76), Asen (6), Bor (17), Tenali (73), iga (38), Igel (39), Nase (57), one (62), Telefon (78), Reel (66), IG (37), Recke (65), Rumpelstilzchen (68), Preis (64), AK (8), Akut (11), Allende (13), nah (54), tele (74), Enak (25), Ner (59), Brokat (19), Lee (48), Blei (30), Ale (15), Monolog (52), Antimon (9), Anapa (2), Ulk (79), Ego (28), Uster (81), Eisen (31).
Senkrecht: Blatt (18), Steen (71), axial (7), Lore (50), Alk (12), anno (16), Maori (53), Ern (24), Sen (69), Athene (3), Berenike (20), Esino (26), Aba (14), Nis (60), Are (5), Germinal (33), Go (34), Legende (49), Anisette (10), Terzel (75), Tarpane (72), Lamé (44), Freske (32), Lec (47), Chan (21), Urkanton (80), Pia (63), Leben (46), Ero (27), Dialog (22), ha (36), Erb (29), Klops (42), neo (58), Ritus (67), Kamen (40), Tenor (77), Elat (23), Lake (43), Man (51), Nau (56), Gur (35).
Silbenrätsel: 1. Zarge, 2. Wiesel, 3. Ikebana, 4. Sommer, 5. Cäsar, 6. Haarlem, 7. Ende, 8. Natter, 9. Dogge, 10. Ekel, 11. Meise, 12. Wilhelm, 13. Ornis, 14. Laudatio, 15. Literat, 16. Ermler, 17. Niederlande, 18. Undset, 19. Nudeln. – Zwischen dem Wollen und dem Tun liegt das Meer.
Magisches Quadrat: 1. Denar, 2. Etage, 3. Nauen, 4. Agent, 5. Rente.
Einer fehlt: A(h)le, B(a)rett, A(g)ra, M(e)ister, O(b)st, A(u)ster, S(t)and, S(t)aat, R(e)ue. – Hagebutte.
Umstellrätsel: Roman, Ober, Karte, Ort, Kant, Oper. – Rokoko.
Vom Kern zum Wort: 1. Trompete, 2. Referent, 3. Almanach, 4. Storting, 5. Seehecht, 6. Eisenach. – Trasse.

Raten und Rechnen:

9912 : 59 = 168
– × +
2262 + 87 = 2349
7650 – 5133 = 2517

Auflösung des Kreuzworträtsels (Quiz 12) aus Heft 24/1984

Waagerecht: 1. Calais, 6. Kabel, 10. Terek, 14. Chrom, 15. Ugàle, 17. Ate, 19. Oban, 20. Tuner, 22. Mátra, 24. Mars, 26. Ehre, 28. Ro, 29. Odeur, 31. Spa, 33. Opa, 34. Oleg, 37. Oka, 39. Bacon, 40. Ottern, 42. Nelken, 44. Lai, 46. Garant, 47. Ira, 48. IL, 49. Uta, 50. Prosit, 52. Halo, 54. Onegin, 57. Alt, 59. Fool, 60 Ulanowa, 63. epi, 65. Aralie, 67. Uri, 68. Oberbau, 72. Bude, 73. Mir, 75. Dielen, 79. Oder, 80. Sehore, 83. Cup, 84. Ob, 85. Ire, 86. Ascher, 89. i. e. R., 90. Ratgeb, 93. Steher, 94. Kopal, 96. Ith, 98. aero, 99. USA, 101. Sek., 102. Okapi, 104. Ha, 106. Norm, 107. Sack, 109. Insar, 111. Arasi, 114. Agio, 117. Lore, 118. Gnu, 119. Ditte, 121. Intourist, 123. Wespe, 124. Trini, 125. Uranus, 126. Asta.
Senkrecht: 1. Charon, 2. Ar, 3. Lot, 4. Amur, 5. Sue, 6. kA, 7. Almen, 8. beau, 9. Lar, 10. Te, 11. Roa, 12. Ebro, 13. Kasparow, 16. Grock, 18. Tastatur, 21. Nobi, 23. Troas, 24. Martha, 25. Don, 26. Egk, 27. Ek, 30. DO, 32. PEN, 35. Lein, 36. Elle, 38. Altai, 41. Tri, 43. Eni, 45. Aal, 46. Golem, 47. Ilo, 50. Pole, 51. Roi, 53. Anke, 54. Omo, 55. Gare, 56. Nea, 58. Tábor, 59. fade, 61. Lid, 62. Ahn, 64. Puschkin, 66. Rur, 67. Ururi, 69. Borissow, 70. Ede, 71. Bratsk, 74. Ice, 76. iga, 77. Loge, 78. Eber, 81. Ehe, 82. Heros, 87. See, 88. Opiat, 89. Ilha, 90. Rhodos, 91. Tamara, 92. Bogotá, 94. Karin, 95. OP, 97. TN, 100. Aare, 103. Kadi, 105. Asia, 108. Ces, 110. Nut, 112 Reu, 113. Inn, 115. Gis, 116. Ist, 118. Ge, 120. Ti, 122. TU. – **Lösungswort:** Deutsches Buch- und Schriftmuseum.
Es gewannen:

1. Preis: 100,– Mark W. Schwarz, 2300 Stralsund
2. Preis: 75,– Mark Martha Triebke, 2345 Göhren/Rügen
3. Preis: 50,– Mark Günther Grune, 4500 Dessau-Süd
4. Preis: 25,– Mark Werner Gebelein, 9157 Ölsnitz/Erzgeb.

Lizenz-Nr. 231 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR
*
Druck: Berliner Druckerei, Artikel-Nr. (EDV): 500 405

Anzeigenverwaltung: Berliner Verlag, 1026 Berlin, Karl-Liebknecht-Straße 29
Anzeigenannahme: Berliner Verlag Abt. Anzeigen, Tel. 2703277 und sämtliche Anzeigenannahmestellen Berlins und aller Bezirke der DDR. (Anzeigenpreisliste Nr. 10 vom 21. 4. 1983)
Auslandsanzeigen: INTERWERBUNG
Abonnementspreis: 1,75 M monatlich (26 Hefte im Jahr),

Die Redaktion wurde 1973 mit dem Orden „Banner der Arbeit" Stufe I und 1984 mit dem Orden „Stern der Völkerfreundschaft" in Gold ausgezeichnet. Die Redaktion erhielt 1974 die Ehrennadel der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft in Gold, 1979 die Ehrennadel des Verbandes der sowjetischen Freundschaftsgesellschaften „Für Verdienste um die Freundschaft" und 1980 die Johann-Gottfried-Herder-Medaille in Gold.

DIE ZWÖLF MONATE

Nach einem Märchenspiel von Samuil Marschak. Gezeichnet von Valentin Rosanzew aus Moskau.

1
Also Bruder, übernimm nun die Wirtschaft! Für Schnee habe ich reichlich gesorgt, den Birken geht er bis an die Hüfte, den Kiefern bis ans Knie.
Wie steht's mit den Flüssen und Seen? Fest gefroren?

2
Gib noch ein bißchen Frost dazu.
Wie ist es ums Waldvölkchen bestellt?

3
Was schlafen soll, schläft. Alle anderen springen und klettern.
Wir wollen die Waldbewohner zählen.

4
Sieh nur, zwei Schlitten! Es sind Menschen im Wald!
Laß den Wind wehen, den Schneesturm fegen, damit unsere Gäste schnell nach Hause gehen.

5
Nun aber schnell nach Hause!
Was ist?
ACH!
Sieh, hinter den Kiefern! Zwei Greise in langen Pelzen!

6
Ach, das sind nur Bäume...
Nein, nein, ich habe sie deutlich gesehen!

7
Sind sie fort? Dann rufe unsere Brüder zusammen, damit wir das Neujahrsfeuer entzünden können.

8
Wer wird Holz besorgen?
Wir, die Wintermonate!

9
Wer wird das Feuer entfachen?
Wir, die Frühlingsmonate!

10
Wer wird die Glut schüren?
Wir, die Sommermonate!

11
Wer wird die Glut löschen?
Wir, die Herbstmonate!

12
Wir sind wohl alle beisammen. Sperre den Wald ab für diese Nacht, damit niemand uns stört.

13

Fortsetzung von Seite 35

Lokführer Grot

„Mag sein. Für mich heißt er Niedorost."
Der Vorsteher tauschte mit seinem Kollegen abermals einen vielsagenden Blick.
„Name des Zugführers?"
„Stanisław Mrówka."
Der Verhörende konnte sich nur mit Mühe eines Heiterkeitsausbruchs enthalten:
„Mrówka, sagen Sie? Mrówka? Das ist gut! Sie sind sagenhaft! Mrówka! Wer hätte das gedacht!"
„Jawohl. Stanisław Mrówka."
„Nein, Herr Grot. Der Führer Ihres Zuges heißt Stanisław Zywecki. Wieder haben Sie sich geirrt."
Der Protokollant neigte seinen pomadisierten Kopf dem Vorgesetzten zu und flüsterte ihm ins Ohr: „Herr Vorsteher, dieser Mann ist entweder betrunken, oder er hat einen schweren Dachschaden."
„Ich glaube letzteres", erwiderte der Beamte. Er räusperte sich und wandte sich danach mit einer neuen Frage an den Delinquenten.
„Sind Sie verheiratet?"
„Nein."
„Haben Sie vor der Abfahrt etwas getrunken?"
„Ich verabscheue Alkohol."
„Wieviel Stunden sind Sie schon im Dienst?"
„Sechzehn."
„Sind Sie nicht schon müde von der Fahrt?"
„Nicht im geringsten."
„Warum sind Sie dann viermal hintereinander nicht vorschriftsmäßig in den Bahnhof eingefahren?"
Grot schwieg. Er konnte, er wollte um nichts in der Welt etwas dazu sagen.
„Ich warte auf eine Antwort."
Der Lokführer senkte düster den Kopf.
„Sie gehen sich jetzt ausschlafen. Ein anderer Kollege wird Sie vertreten. Vorläufig suspendiere ich Sie vom Dienst; es kann sein, daß man Sie später, nach einer gewissen Frist, wieder anfordert. In der Zwischenzeit rate ich Ihnen: Begeben Sie sich so schnell wie möglich in ärztliche Behandlung. Sie sind ernstlich krank."
Grot wurde blaß, wankte. Die Sache nahm einen tragischen Verlauf. Den Gesichtern, dem Ton, dem Sinn der Worte entnahm er, daß man ihn hier für einen Verrückten hielt. Er begriff schließlich, daß er den Posten verloren hatte, daß er kein Lokführer mehr war.
„Herr Vorsteher", stöhnte er und rang die Hände, „ich bin vollkommen gesund. Ich kann durchaus weiterfahren."
„Das ist ausgeschlossen, Herr Grot. Ich darf Ihnen das Leben von mehreren hundert Personen nicht mehr anvertrauen. Wissen Sie denn nicht, daß Sie heute beinahe eine Katastrophe verursacht hätten? Sie sind zu weit gefahren, haben den Punkt erreicht, wo sich Ihr Zug mit dem Personenzug aus Czerniawy gekreuzt hätte. Wäre mein Stellvertreter nicht eingeschritten, hätte er den Zug nicht rechtzeitig zurückgedrückt, wäre es unweigerlich zu einem Zusammenstoß gekommen. Der angekündigte Zug kam zwei Minuten später. Sie sind für diesen Dienst ungeeignet, Herr Grot. Sie sollten sich unverzüglich behandeln lassen. Mehr habe ich Ihnen nicht zu sagen. Bitte verlassen Sie den Raum."
Mit schwerem, bleiernem Schritt verließ Grot das Dienstzimmer, trat hinaus auf den Bahnsteig, torkelte wie ein Betrunkener durch den Wartesaal, vorbei an den Güterschuppen. Ein dumpfer Schmerz drohte ihm den Schädel zu sprengen, in seiner Seele heulte die Verzweiflung. Er hatte seine Stellung verloren.
Es ging nicht um das bißchen Geld, um Posten und Titel – es ging um die Lok, ohne die er nicht mehr leben konnte. Es ging um das unschätzbare, ihm einzig zugängliche Mittel, mit dem er den Raum bezwingen und in die dunkle Ferne eilen konnte. Mit dem Verlust der Stellung war ihm der Boden unter den Füßen weggezogen worden; wie ein abgrundtiefer schwarzer Schlund gähnte vor ihm die Sinnlosigkeit des künftigen Lebens.

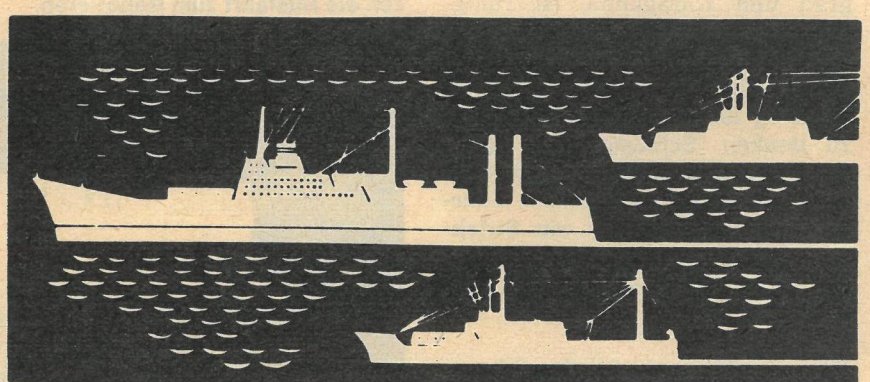
Von einem Schmerz geschüttelt, der ihm die Kehle zuschnürte, passierte er die Schuppen, die Brücke, den Tunnel und betrat mechanisch den Gleiskörper, schon weit von der Station entfernt. Immer wieder stolperte er über die Holzschwellen der sich kreuzenden Gleise, stieß mit den Füßen gegen die Weichensignale, irrte über die kalt glitzernden Schienen.
Da hörte er hinter sich ein schweres Stöhnen, spürte unter den Füßen das Dröhnen der Erde. Er drehte sich um und sah eine einsam gleitende Lok. Er umfaßte sie mit Kennerblick, sah den vollen Tender und gewahrte erfreut die Abwesenheit des Heizers.

Der Gedanke, rasch wie ein Blitz, wie ein Augenzucken, streifte als Lichtblick sein sorgenvolles Hirn und reifte im selben Moment zum Entschluß.

Mit dem vorsichtigen raublüsternen Schritt eines beutegierigen Leoparden schlich er sich an das eiserne Ungetüm heran und sprang mit einem Satz auf die Tenderbrücke.
Die Bewegung war so jäh und unerwartet, daß der Lokführer vor Schreck erstarrte. Grot nutzte die Gunst des Augenblicks. Bevor der erstaunte Kollege die Situation erfaßte, die durch den unerwarteten Gast entstanden war, knebelte ihm der Eindringling auch schon den Mund mit einem Taschentuch, band ihm die Hände auf dem Rükken zusammen, warf ihn zu Boden und stieß ihn dann von der Plattform hinunter auf die Erde.
Nachdem er das innerhalb weniger Minuten erledigt hatte, nahm er die Stelle seines Kollegen neben der Kesseltrommel ein.
Eine unbändige Freude schwellte ihm das Herz – ein Triumphschrei füllte die Brust. Er stand wieder am Handrad!
Er drückte die Zylinderhähne, ließ Dampf ab, drehte rasch am Regler. Als spürte die Lok die Hand des Meisters, bebte sie beglückt in ihren Grundfesten, stieß einen kraftvollen Abschiedspfiff aus und machte sich auf und davon.
Grot raste dahin wie im Rausch. Er verließ das Labyrinth der Schienen, fuhr ein in die pfeilgerade Hauptstrecke und schoß erobernd in den Raum.
Es begann eine stürmische Fahrt, durch nichts behindert, weder durch Stationen noch durch langweilige Aufenthalte. Pausenlos schaufelte er Kohle, warf sie ins Feuer, sättigte die Flamme, verdichtete den Dampf. Wie besessen lief er vom Tender zum Kessel, vom Kessel zum Tender, überprüfte den Wasserstand, den Druck des Dampfes...
Er sah nichts, dachte an nichts, berauschte sich nur an der Geschwindigkeit, lebte nur von der Bewegung. Er verlor jedes Zeitgefühl, wußte nicht, wie lange die Höllenfahrt schon währte, ob einen Tag oder zwei oder eine Woche...
Die Lokomotive glich einem entfesselten Element. Ihre wie von Sinnen rollenden Räder vollführten nicht mehr erfaßbare, phantastische Umdrehungen, die strapazierten Kolbenstangen zogen sich zurück und schossen wieder nach vorn, schlugen die irrsinnig abgehetzten Treibstangen gegeneinander. Der Zeiger am Manometer wanderte immer höher. Die rotglühende Kesseltrommel spie Glut, versengte die Haut, verbrannte die Hände. Aber nichts da – immer mehr, immer weiter, immer schneller! Tempo! Tempo!
Eine neue Ladung Kohle verschwand im Schlund der Feuerung und versprühte eine Garbe blutroter Funken – eine neue Phalanx von Dampf preßte glühenden Sud in die schmelzenden Rohre...
Und da brodelte unheilvoll etwas auf, entlud sich in diabolischem Geheul, donnerte wie aus tausend Kanonen, krachte wie bei hundert Blitzen... ein verworrenes Feuerknäuel schoß in die Luft, eine chaotische Säule aus Splittern, Eisenstücken, berstenden Blechen...

Übersetzt von Charlotte Eckert

Illustration: Harald Larisch



Mit moderner Fangflotte

Auf den Schiffen der Hochseefischereiflotte des VEB Fischfang Rostock gibt es Einsatzmöglichkeiten im Bereich:

Fischverarbeitung als
Produktionsarbeiter

Voraussetzungen für eine Bewerbung sind:
– Mindestalter 18 Jahre und ein guter Gesundheitszustand.

Die Entlohnung – verbunden mit weiteren seefahrtspezifischen Vergünstigungen – erfolgt auf der Grundlage des Rahmenkollektivvertrages der Hochseefischerei.

Informieren Sie sich!

Fügen Sie Ihrer Anfrage oder Bewerbung einen ausführlichen Lebenslauf bei!

VEB Fischfang Rostock
Stammbetrieb des VEB Fischkombinat
Personalbüro
2510 Rostock 5
Am Fischkombinat 11

Reg.-Nr. 87/III/84

Stenogramm einer Steppentournee

Ob Moskauer Bolschoi oder ein kleineres Theater in der Sowjetunion – stets gibt die Intendanz alljährlich auch Plakate für die „Gastroli", die Gastspielreisen über Land, in Druck. Man liest sie dann an Anschlagtafeln in den großen Städten, aber auch mit Reißnägeln an die Ladentür vom Dorfkonsum gepinnt, wie zum Beispiel in Majorowka.

Hier das Protokoll zweier Tourneetage des Deutschen Schauspieltheaters, das seinen Stammsitz in der Kasachstaner Bergarbeiterstadt Temirtau hat.

16.03 Uhr: Die kleine Fahrzeugkolonne startet in der Neulandmetropole Zelinograd, wo am Vormittag Heinz Kahlaus Märchenstück „Der gestiefelte Kater" über die Bühne gegangen war. Zwei Stunden Probenarbeit folgten. In aller Eile bauten indes die Bühnenarbeiter die Kulissen ab, verstauten sie auf dem Sattelschlepper.

Auch die Kostüme und Requisiten sind eingepackt. Für die Fahrt aufs Land muß Ton- und Beleuchtungstechnik mitgenommen werden. 80 Kilometer liegen vor uns: Um 19.30 Uhr soll die Kindervorstellung in Majorowka beginnen.

16.55 Uhr: Wir fahren durch die Zentralsiedlung des Neulandsowchos „Oktjabr". Schauspieler Woldemar Bolz: „Morgen werden wir hier spielen."

17.18 Uhr: Die Fahrt, zunächst auf dem Asphaltband zwischen Zelinograd und Karaganda, ist ruhig. Manch Mime mummelt sich in seinen Mantel, macht ein Schläfchen. Aber dann... Auf dem holperigen Feldweg ist an Schlaf nicht mehr zu denken. Schauspielerin Lydia Groß unbekümmert: „Wir sind ja alle vom Lande, sind solche Fahrten gewöhnt." Sie hat ein Strickzeug mit, und sooft es die „Straßenlage" erlaubt, kommen ein paar Maschen hinzu.

17.53 Uhr: Wir überqueren den Steppenfluß Nura.

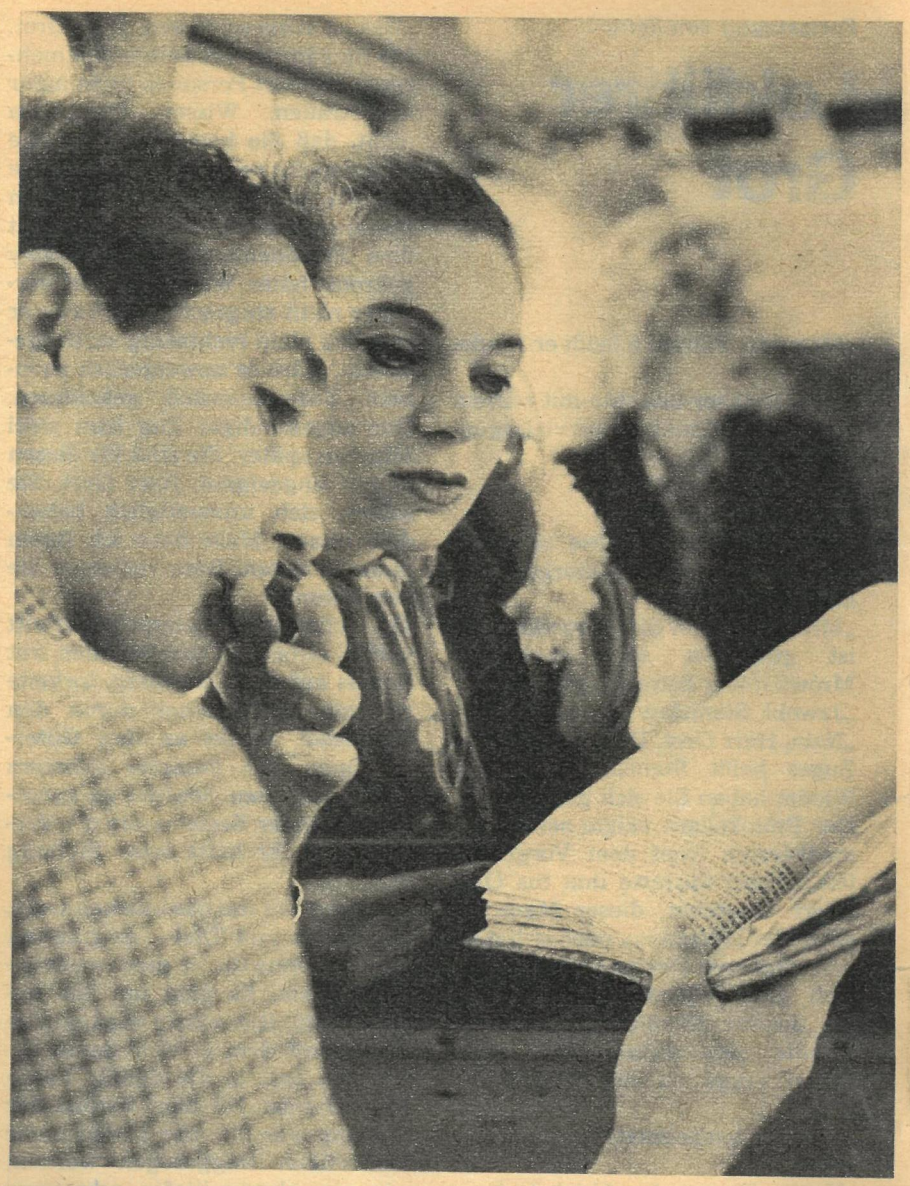
17.56 Uhr: Die Theaterkolonne trifft in Majorowka ein. Wir fahren vorsichtig, denn die Bullenkälbchen sind gerade auf dem abendlichen Heimweg von der Weide.

18.10 Uhr: Geschickt hat der Fahrer den Sattelschlepper an den Hintereingang des Dorfklubs rangiert. Bühnenarbeiter Juri Sagomennikow öffnet die Doppeltür des Anhängers. Zuerst die Stative für die Scheinwerfer, dann Kisten mit Kostümen und Requisiten und schließlich die Kulissen – die Fracht wird auf die Bühne und in die provisorischen Garderobenräume geschleppt. Einschließlich Spiegel zum Schminken. Auch die Schauspieler packen zu.

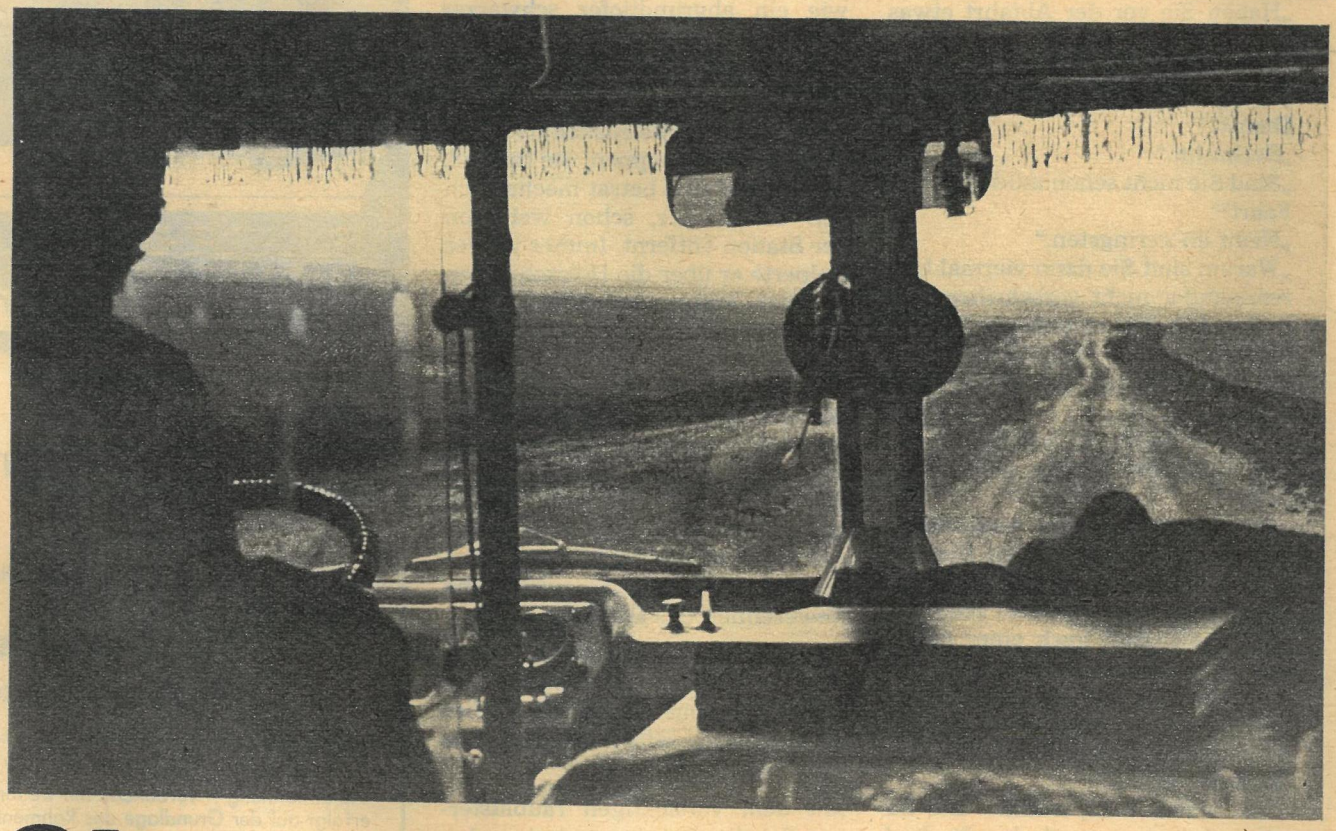
18.20 Uhr: Lydia Groß hat inzwischen das Bügeleisen angeheizt, das Plättbrett aufgestellt. Sie macht die zerknitterten Kostüme wieder bühnenreif.

18.50 Uhr: Im Foyer probt, noch in „Zivil", David Schwarzkopf eine komische Fechtszene. Ein Schauspieler ist erkrankt, nun muß Schwarzkopf schnell die Rolle eines der traurigen Ritter übernehmen. Diese lustige Szene im „Gestiefelten Kater" darf einfach nicht ausfallen, die müssen auch die Kinder von Majorowka sehen!

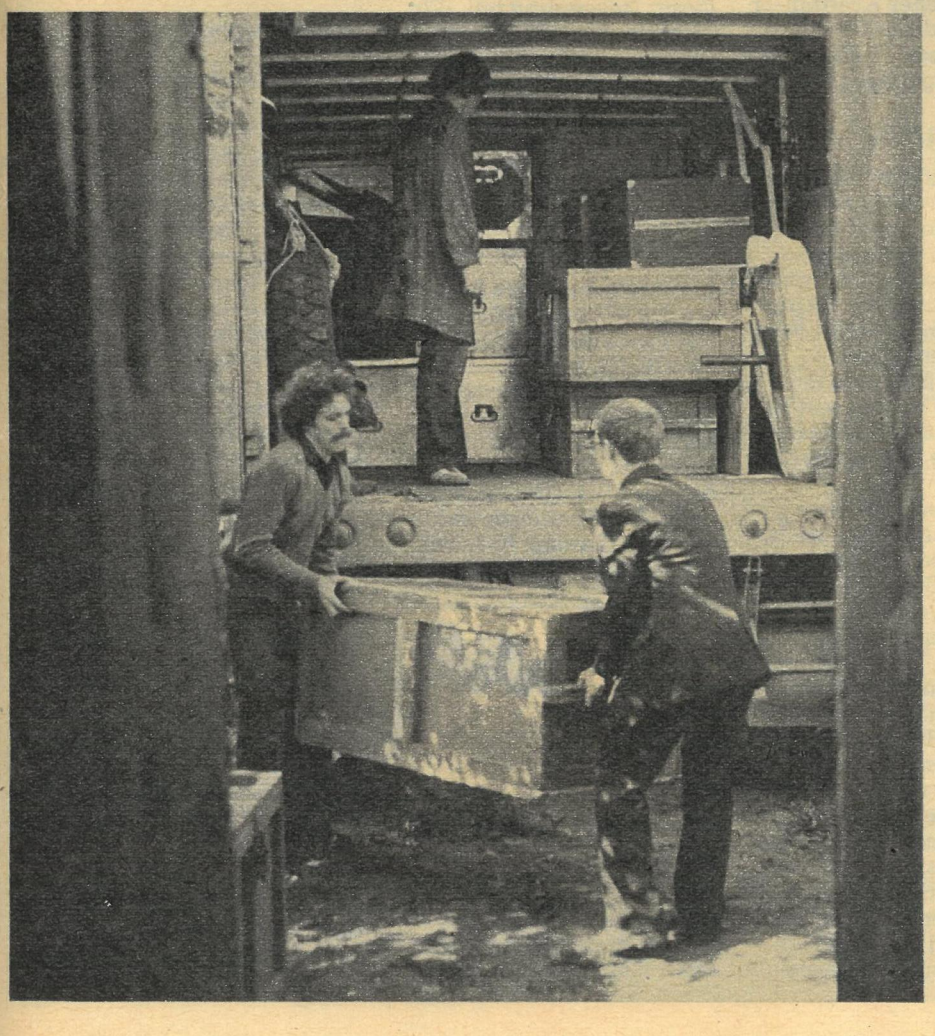
19.10 Uhr: Erwartungsvoll kommen



Lydia Bolz und Woldemar Eck nutzen die Busfahrt zum Repetieren.



Wer im Bus ein Nickerchen gemacht hatte, wurde jäh aus dem Schlaf geschleudert. Wir waren von der Landstraße abgebogen und holperten nun auf einem sonnenstaubigen Feldweg dem Kasachstaner Steppendorf Majorowka entgegen (Bild rechts). Eine kleine Kolonne: Zwei geländegängige und deshalb nicht gerade komfortable Busse sowie ein Sattelschlepper. Thespiskarren der Neuzeit.



Das Ensemble in alten deutschen Volkstrachten beim Konzert „Abendklänge" in Majorowka (oben).
Schauspielerin Katharina Schmeer, beim „Gestiefelten Kater" nicht dabei, besänftigt die ungeduldigen Kinder (links).
Alle packen zu beim Entladen von Requisiten, Kulissen, Kostümen.

---

sie in hellen Scharen zum Klub. Ich notiere die Namen von ein paar Knirpsen: Ella und Sascha Strehle, Ira Herdt, Swetlana Dillmann, Woldemar Kraus, Olja Gräfenstein. Die Mehrheit der Dorfbewohner ist deutscher Nationalität.

19.25 Uhr: Auf der Bühne wird noch gehämmert, alles ins rechte Scheinwerferlicht gerückt. Dahinter vollzieht sich die märchenhafte Verwandlung der Gesichter von Kater, Prinzessin, König...

19.30 Uhr: Das Spiel beginnt!

20.55 Uhr: Eine fröhlich schwatzende Kinderschar drängt wieder ins Freie. Zehn Minuten haben sie Beifall geklatscht. Wer jetzt abkömmlich ist vom Ensemble, wird von den Leuten des Sowchos „Uroshainy" zum Abendbrot gebeten. Ich bin bei Familie Weckerle zu Gast. Ira, Schülerin der 6. Klasse, erzählt mir: „Ich war heute zum ersten Mal in meinem Leben in einem Theater. Lieb, daß die Schauspieler zu uns gekommen sind. Am besten haben mir die Prinzessin und der junge Müller gefallen. Vorm Zauberer hatte ich ein bißchen Angst."

21.45 Uhr: Vater Heinrich Wekkerle, Traktorist, der einen K-700 fährt, kommt vom Acker. Er wäscht sich schnell und zieht sich um. Er will es unbedingt zur Abendvorstellung schaffen. Die Theatertruppe hat – wie stets bei Gastspielen auf dem Lande – den Beginn so spät angesetzt, damit der Rhythmus der landwirtschaftlichen Arbeiten nicht gestört wird.

22.30 Uhr: Mit dem Lied „Hab mein Wage vollgelade" geht's los. Regisseur Bulat Atabajew, ein Kasache, Absolvent der Leipziger Theaterhochschule „Hans Otto", hat sehr einfühlsam ein Programm deutscher Folklore „Abendklänge" inszeniert. Für mich ist es einfach überwältigend, mitten unter diesem Publikum zu sitzen und mitzuerleben, welche Freude gerade dieses Konzert bereitet. Es ist rührend, die Reaktion meiner festlich gekleideten Nachbarn im Parkett auf ein altes deutsches Volkslied, einen Reigentanz, einen humorigen Regieeinfall unmittelbar zu spüren. Das Deutsche Schauspieltheater hilft mit, das kulturelle Erbe der Bürger deutscher Nationalität in der Kasachischen Sowjetrepublik zu pflegen. Es beginnt jetzt seine fünfte Spielzeit.

Hut ab auch vor der physischen Leistung der jungen Schauspieler da oben auf der Bühne! Denn so geht's weiter:

0.12 Uhr: Das Konzert klingt aus.

2.00 Uhr nachts: Die abgekämpften Schauspieler treffen wieder in Zelinograd ein.

11.00 Uhr am folgenden Vormittag: Kindervorstellung „Der Teufel mit den goldenen Haaren".

Am Abend darauf: Gastspiel im Sowchos „Oktjabr". Am folgenden Tag Auftakt der Gastspielserie im Theater der Neulandmetropole mit fast täglich zwei Aufführungen.

Ob Moskauer Bolschoi oder dieses kleine Ensemble – in jeder Spielzeit werden auch Plakate gedruckt für die „Gastroli".

Als Gastredakteur der „Freundschaft", der Zeitung für die sowjetdeutsche Bevölkerung Kasachstans, habe ich erlebt, was dahintersteckt.

Klaus Hurrelmann

Sie fragen – wir antworten

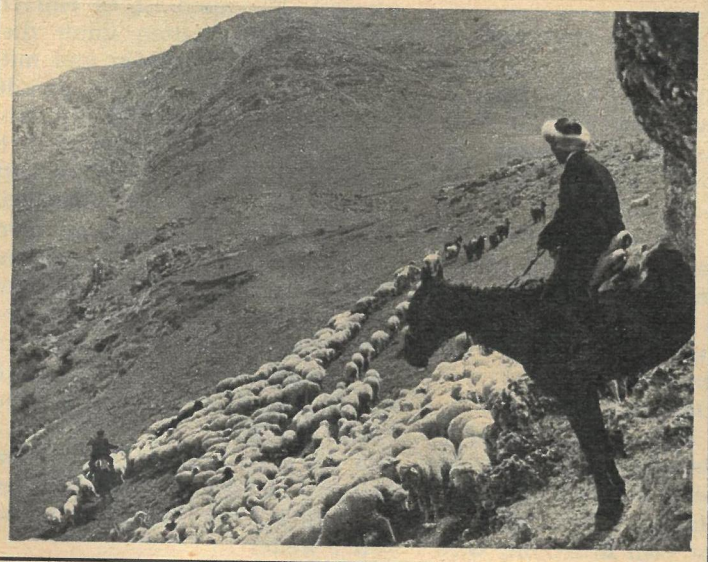
Heute Sowjetische Völkerschaften

Bei Ihrer Kalender-Serie „Märchen Mittelasiens“ (FW 21–26/84) haben Sie auch über Kasachstan berichtet. Gehört denn Kasachstan überhaupt zu Mittelasien?

Heinz Beck, Dresden

Der Begriff „Mittelasien“ findet erst seit dem 19. Jahrhundert verbreitete Anwendung. Vordem wurde diese Region Zentralasien zugeordnet. Erst exaktere geographische Kenntnisse veranlaßten zunächst Geographen, eine Untergliederung vorzunehmen, was jedoch nicht ausschließt, daß auch gegenwärtig einzelne Wissenschaftler das Gesamtgebiet als Zentralasien bezeichnen.
In der russischen historischen Literatur wurde der Begriff „Mittelasien“, in den Kasachstan einbezogen war, erstmalig Anfang des 20. Jahrhunderts von dem Orientalisten Barthold verwendet. Die Trennung in Mittelasien und Kasachstan, die in neueren Publikationen vorgenommen wird, ergibt sich aus den geographischen Besonderheiten. Kasachstan, das neben der RSFSR die größte räumliche Ausdehnung hat, entspricht geographisch – was Klima und Bodenverhältnisse anbelangt – nur zum Teil der Spezifik der mittelasiatischen Region. Die Zuordnung Mittelasiens ergibt sich demnach weniger aus geographisch-klimatischen Übereinstimmungen, sondern vielmehr aus der historischen Entwicklung. Die Bewohner der kasachischen Steppe sind politisch, ökonomisch und kulturell untrennbar mit den übrigen mittelasiatischen Völkern verbunden. Mittelasien einschließlich Kasachstan stellt ein einheitliches kulturhistorisches Gebiet dar, das sich im Ergebnis Jahrhunderte währender enger wirtschaftlicher und kultureller Kontakte ethnisch verwandter Gruppen herausgebildet hat. Bei den Nationen und Völkerschaften Mittelasiens gibt es in Kultur und Lebensweise wesentliche Übereinstimmungen. Unterschiede resultieren lediglich aus geographischen Bedingungen und daraus abgeleiteten spezifischen traditionellen Wirtschaftsformen.

Dr. Ingeburg Winkelmann

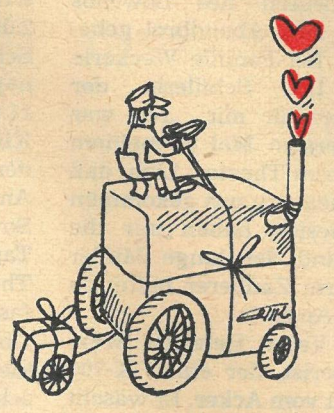


Preisfrage

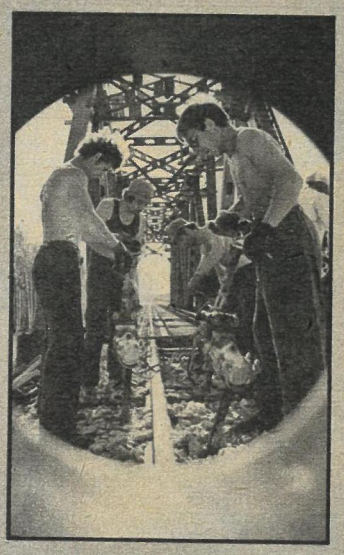
Heft 1/85

Wie heißt die sowjetische Produktionsvereinigung für Kryotechnik?

Die Lösung finden Sie in einem Beitrag dieses Heftes. 1 × 50 M sind zu gewinnen. Das Los entscheidet unter Ausschluß des Rechtsweges. Auflösung in Heft 3/85. Ihre Postkarte mit ausgeschnittener Marke – siehe Schere – und Antwort schicken Sie bitte an Redaktion FREIE WELT, 1056 Berlin, Postfach 9. Briefe werden nicht gewertet. Einsendeschluß: 16. Januar 1985. Auflösung von Heft 25/84: Mondsalto. Wir gratulieren Walter Lehmann aus Leipzig.



Wir möchten uns ganz herzlich für die vielen guten Wünsche zum Jahreswechsel und ihre fleißige, zuverlässige Mitarbeit von Januar bis Dezember 1984 bedanken!



BAM im Unterricht

Ich fand den Bericht über die BAM (FW 23/84) sehr interessant. Als Lehrerin für Russisch konnte ich ihn gut in den Unterricht der 10. Klasse einsetzen.

U. Mertzky, Friesack

Zu unserem BAM-Beitrag erhielten wir interessante Fragen, die wir in einem der nächsten Hefte beantworten werden.
Wenn Sie auch noch Fragen zu diesem Thema haben, dann schreiben Sie uns bitte!

Wissenstest bestanden?

Ich wünschte mir mehr solche Verkehrspreisausschreiben wie im „mobile“ von FW 23/84. Es regt an, und so mancher Kraftfahrer lernt etwas dazu!

Klaus-D. Bierstedt, Magdeburg

Nie wieder!

In der Ausgabe 24/84 las ich mit Erschütterung Auszüge aus dem „Blockadebuch“. Was mußten die Leningrader aushalten und ertragen! Ich selbst habe als junges Mädchen in Berlin den Krieg kennengelernt – Bomben, Brände und den Tod. Unsere Kinder und Enkel dürfen das nie erleben.

Annemarie Niemz, Meißen

900 Tage Blockadering – vom September 1941 bis Januar 1943. Der Ladogasee wurde zur „Straße des Lebens“, einzige Verbindung zum Hinterland, einzige Möglichkeit, Leningrad mit dem Lebensnotwendigsten zu versorgen. In der Stadt herrschten Hunger und Not. Trotzdem produzierten die Betriebe weiter für die Front. Während der faschistischen Belagerung schrieb Dmitri Schostakowitsch seine berühmt gewordene „Leningrader Sinfonie“, die in Leningrad zur Uraufführung kam. Die Philharmonie mußte im unbeheizten Saal spielen. Die zuhörenden Soldaten gingen danach wieder an die Front… Daran mußte ich denken, als ich Ihren Beitrag las.

Wolfgang Schmidt, Rostock

„… gezeichnet Ishii Hanako“

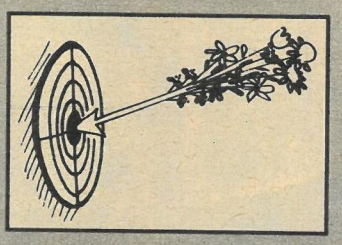
Diesen Exklusivbeitrag in FREIE WELT 22/84 haben wir – Mitglieder der Brigade „Dr. Richard Sorge“ im VEB Berliner Bremsenwerk – mit besonderem Interesse gelesen, sind wir doch gleichzeitig das Zentrum für die Koordinierung aller Kollektive in unserer Republik, die den Ehrennamen Dr. Richard Sorge tragen. Wir fühlen uns der Traditionspflege in der DDR und der UdSSR verpflichtet. In der DDR wurde der Name Richard Sorge bis zum heutigen Tag 213mal an Brigaden, Schulen und Kindergärten verliehen. Über 80 schriftliche Verbindungen bestehen zu entsprechenden Kollektiven in der Sowjetunion. Seit Mai 1984 haben wir auch einen Freundschaftsvertrag mit einer Richard-Sorge-Schule in Moskau. Aus Anlaß des 40. Jahrestages der Ermordung von Richard Sorge trafen sich die Träger seines Namens. Sowjetische Gäste aus Baku, Tscheboksari und Kaliningrad sowie deutsche antifaschistische Widerstandskämpfer, unter ihnen Ruth Werner, nahmen an dieser Begegnung teil. Wir sprachen über den Stand und unsere künftigen Aufgaben bei der Sorge-Traditionspflege und ihre Bedeutung im Friedenskampf.

Horst Schmidt im Auftrag der Brigade

Fortuna war hold

Als Gewinnerin des 1. Preises des Völkerschaftsrätsels zur Tuwinischen ASSR möchte ich mich für das Glückwunschtelegramm und die 1000 Mark ganz herzlich bedanken. Ich konnte es gar nicht fassen, daß ich solch ein Glück habe. Bin Rentnerin und werde im Januar 70 Jahre.

Charlotte Lins, Dessau



Märchenkalender

Ich freue mich, daß Ihr auch in diesem Jahr wieder einen Kalender für das kommende Jahr bringt. Wie wäre es aber, wenn Ihr das dazugehörige Märchen jeweils auf der Rückseite des Kalenderblattes abdrucken würdet? Dann gäbe es sechsmal im Jahr ein Kalendermärchen, ohne daß man zwei Blätter aufheben muß.

Anita Droll, Elsterwerda

Die vorletzte Seite ist der Ankündigungsspalte für das nächste Heft vorbehalten, aus drucktechnischen Gründen muß das auch so bleiben. Bitte kleben Sie doch einfach den Märchentext mit dem Märchenbild aufeinander, das gibt auch mehr Festigkeit, falls Sie einen Kalender basteln.

Grüße von Rita

Der Namenszug verriet mir sofort, wer uns den Brief geschrieben hatte. Im Beitrag „Die Sternstunde der Unbekannten“ (FW 22/83) stand über ihr Autogramm der Satz: „Ein Kringel, dann ein senkrechter und zwei waagerechte Striche – wie ein stenografisches Kürzel in Russisch.“ Die 400-m-Hürden-Weltrekordlerin Margarita Ponomarjowa hat sich gemeldet! Irgendwo in Leningrad muß sie die FREIE WELT ergattert und das farbige Titelbild von sich bewundert haben. Das Foto gefiel ihr bestimmt so gut wie uns: Sie möchte es haben und ein paar FREIE WELT-Ausgaben dazu! Margarita bedankt sich und sendet uns allen herzliche Grüße. Inzwischen haben wir ein Päckchen zurechtgemacht und nach Leningrad abgeschickt. Wir können doch eine so schöne Dame nicht sitzenlassen!

Hans Richard Vollbrecht

Redaktion: Elke Grahl; Fotos: Hildegard Dreyer, TASS/Matwijewski, Peter Meißner; Vignetten: Martin Kotsch

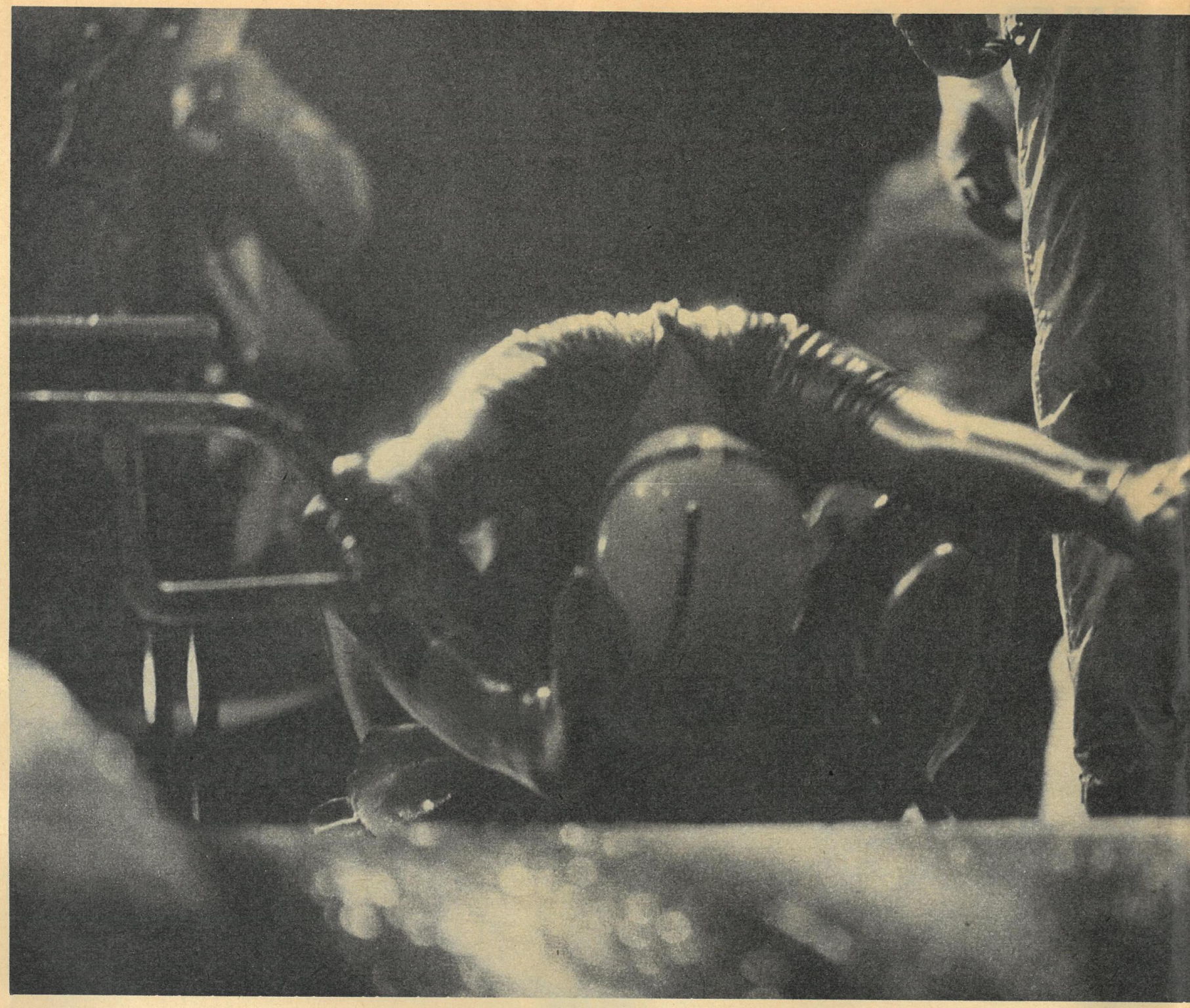
Ihre Gedanken zu diesem Bild!

Eine Ruine, eine Frau am Fenster, blühende Blumen. Sommerzeit also. Endlich Frieden. Eine gängige Redensart lief im Krieg durch die Luftschutzkeller: Trockenes Brot wollen wir essen für den Rest des Lebens, wenn nur keine Bomben mehr fallen. So ist es gekommen: keine Bomben mehr, manchen Tag trokkenes Brot. Der Krieg ist zurückgeschlagen auf die Stadt, von der er ausgegangen war. Aber die Blumen blühen wieder. Befreit von Todesängsten, haben die Überlebenden das Leben neu entdeckt.
Mai 1945 – Befreiung des deutschen Volkes vom Faschismus durch die sowjetische Armee: dieses Datum brachte eine Wende im persönlichen Leben jedes einzelnen und im Leben der Gesellschaft. Mai 1985 – dieses Datum steht für 40 Jahre Frieden und sozialistischen Aufbau. Doch es ist nicht vergessen, wie es war in jenen Tagen des Anfangs, in jenen schweren Jahren des Neubeginns. – Wann und warum ging es für Sie ganz persönlich wieder aufwärts? Wer hat Ihnen geholfen weiterzuleben? Erzählen Sie uns von Ihren Lebenserfahrungen, von Ihren Lebenserwartungen. Schreiben Sie uns, was Ihnen beim Betrachten dieses Fotos durch den Kopf geht. Jeweils zehn Leser werden für ihre Mitarbeit monatlich mit einem Geldpreis in Höhe von 50 Mark bedacht.

Auf der Oberhofer Höh' steigen am 26. und 27. Januar 1985 die XXIV. Rennschlitten-Weltmeisterschaften. Die dortige Kunsteisbahn – 1113,11 m lang, mit 14 Kurven ausgestattet und mit einem Durchschnittsgefälle von 9,2 Prozent – gilt als eine der besten, schnellsten und sichersten Eisrinnen der Welt. Hier trafen sich zwölf Jahre zuvor schon einmal die Besten der Besten. Damals gab es durchweg DDR-Siege: Der neunzehnjährige Hans Rinn und die zwanzigjährige Margit Schumann traten über die Schwelle zur absoluten Weltklasse, der Doppelsitzer Horst Hörnlein/ Reinhard Bredow bestätigte seinen Olympiasieg von Sapporo '72. Wer wird sich diesmal durchsetzen?

Höllentempo im Eiskanal

Die Namensliste der bei Olympischen Spielen, Welt- und Europameisterschaften erfolgreichen DDR-Rennschlittenfahrer ist lang und tut kund, daß die Frauen den Männern in nichts nachgestanden haben. Mit gleich mehreren „goldenen Fuhren“ waren Ilse Geisler und Ortrun Enderlein, Margit Schumann und Melitta Sollmann die Besten ihrer Zeit. In ihren Spuren rast jetzt eine Olympiasiegerin und Weltmeisterin talwärts: Steffi Martin aus dem Erzgebirge – geboren in Schlema, zu Hause in Lauter, sportlich beheimatet in Oberwiesenthal.



Höllentempo im Eiskanal

Schwarzwälder Sahnetorte steht bei Steffi Martin hoch im Kurs. Und das ist bei ihr nicht eine Geschmacksfrage schlechthin, sondern hat durchaus kalorienferne Gründe. Wenn der jungen Rennschlittenpilotin meisterhafte Fahrten durch die Eisrinne geglückt sind, dann wird zu Hause im erzgebirgischen Lauter das süße Gebilde als ganz individuelle Ehrung geformt. Vater und Mutter Martin, beide von Beruf Konditoren, würdigen auf diese Weise den sportlichen Triumph ihrer Tochter mit einer Art kulinarischer Goldmedaille.

Gelegenheit zur Produktion einer solch schmackhaften Auszeichnung gab es unlängst wieder beim ersten Saisonhöhepunkt der Rennschlittenfahrer, der sich Drei-Bahnen-Tournee nennt. Die Zweiundzwanzigjährige hatte sich mit ersten Plätzen in Oberhof und Königssee sowie einem zweiten in Igls den Gesamterfolg der Tournee gesichert und unterstrich damit nach ihrem Weltmeisterschaftserfolg von Lake Placid und dem Olympiasieg von Sarajevo, daß sie auch in diesem Winter eine der Schnellsten auf zwei Schlittenkufen zu sein gedenkt. Gold verpflichtet…

Nach Hause, ins kleine Lauter bei Aue, kommt Steffi immer wieder gern, und das hat nur zu einem geringen Teil mit der vorzüglichen Sahnetorte zu tun. Sie braucht die heimische Umgebung zum Auftanken, den Plausch mit den Leuten auf der Straße oder in der Bäckerei „Hänel", wo Mutter in der Backstube arbeitet, und gern schaut sie auch bei der Freundin vorbei. Vor allem aber ist's die Familie, die sie anzieht. Bei aller Freude am Tanzen läßt sie zugunsten der Eltern und Geschwister sogar die Disko sausen. Zu Hause gibt es immer viel zu erzählen. Die achtzehnjährige Schwester Heike und der elfjährige Bruder Jörg – als Kugelstoßer immerhin schon Bezirks-Spartakiadebester in Karl-Marx-Stadt – interessieren sich sehr für den sportlichen Weg der „Ältesten".

In ihrem Elternhaus hat Steffi Martin von Beginn ihrer sportlichen Laufbahn an Verständnis gefunden und Unterstützung erhalten. Vielleicht wäre anders aus ihr auch nie die derzeit beste Rennschlittenfahrerin der Welt geworden: die Junioren-Europameisterin 1981, die Vizeeuropameisterin 1982, die Weltmeisterin 1983, die Olympiasiegerin 1984, die Weltcupgewinnerin

Bisherige Rennschlitten-Weltmeister aus der DDR

1962 (Krynica): Thomas Köhler, Ilse Geisler. **1963** (Imst): Ilse Geisler. **1965** (Davos): Ortrun Enderlein, Wolfgang Scheidel/Michael Köhler. **1967** (Hammarstrand): Thomas Köhler, Ortrun Enderlein, Klaus Bonsack/Thomas Köhler. **1969:** (Königssee): Petra Tierlich. **1973** (Oberhof): Hans Rinn, Margit Schumann, Horst Hörnlein/Reinhard Bredow. **1974** (Königssee): Margit Schumann, Bernd Hahn/Ulrich Hahn. **1975** (Hammarstrand): Wolfram Fiedler, Margit Schumann, Bernd Hahn/Ulrich Hahn. **1977** (Igls): Hans Rinn, Margit Schumann, Hans Rinn/Norbert Hahn. **1979** (Königssee): Melitta Sollmann, Dettlef Günther. **1980** (Lake Placid/Olympiasieger auch Weltmeister): Bernhard Glaß, Hans Rinn/Norbert Hahn. **1981** (Hammarstrand): Melitta Sollmann, Bernd Hahn/Ulrich Hahn. **1983** (Lake Placid): Steffi Martin, Jörg Hoffmann/Jochen Pietzsch.

Ein Start „mit Pfeffer" ist der halbe Sieg, auch für Steffi Martin. In Oberhof steht die Abstoßrampe für Frauen eingangs Kurve 4.

1983/84... Ihre Bekanntschaft mit dem Rennrodel begann damit, daß vor Jahren Trainer aus Oberwiesenthal in die Lauterer Schule kamen und unter dreizehnjährigen Kindern Talente für den Rennschlittensport suchten. „Meine damalige Sport- und Deutschlehrerin Frau Schrickel wählte einige größere unter uns aus, so auch mich." Daß sich die Kugelstoßerin, Diskus- und Speerwerferin Steffi Martin praktisch über Nacht dem „eisigen" Sport zuwandte, führt sie heute auf ihr Reisefieber zurück. „Wir sollten an den Wochenenden zum Training nach Oberwiesenthal fahren, und schon allein wegen der verlockenden Aussicht, daß dies mit einer Reise verbunden war, sagte ich zu." So wurden die Fahrten von Lauter zum nahen Fichtelberg Reisen fürs Leben.

Zuerst sei es allerdings eine harte Zeit gewesen, gesteht die Olympiasiegerin und denkt vor allem an die Holperfahrten auf der Fichtelbergbahn, die ihr die blauen Flecke zu Dutzenden auf den Körper malten. „Das ging so weit, daß mir mitunter Zweifel kamen, ob ich jemals in diesem Sport würde bestehen können. Aber die Eltern und Frau Schrickel sprachen mir in dieser Zeit immer wieder Mut zu und versuchten, mich mit dem Argument zu überzeugen, daß ich doch auf dem Rennschlitten viel eher als in der Leichtathletik eine Chance hätte, aus mir was zu machen. Also fuhr ich immer wieder nach Oberwiesenthal – in der Hoffnung, es wird schon noch werden."

Sie hatte sich schon sehr bald ihre Vorbilder ausgesucht. Dazu gehörten die von Sieg zu Sieg eilende Margit Schumann, ihre Clubkameradin Eva-Maria Wernicke und deren späterer Ehemann Ulrich Wehling, „der über viele Jahre hinweg immer der Beste war und trotz seiner drei Olympiasiege und vier Weltmeistertitel sich nie auf seinem Lorbeer ausruhte und praktisch in jedem Winter wieder von vorn anfing". Und dann kam die Zeit, da Steffi selbst etwas aus sich machte und, wie sie sagt, ihren „eigenen Stil" fand. Unter der Obhut von Trainer Franz Schneider entwikkelte sie die Fähigkeit, Erfahrung und gute Athletik, Denken und Handeln mit überlegten Steuerkünsten zu verbinden. Rennschlittensport – das ist mehr als nur Draufsetzen und den Berg hinunterfahren, wie es der Laie oft noch sieht. Steffi, 1,80 Meter groß und 77 Kilo schwer und keineswegs die „Gewichtigste" ihrer Zunft (sie darf sogar noch rund vier Kilogramm an Ausgleichsgewichten im Wettkampf mit sich führen), ist eine Rennschlittenfahrerin, die mit Gefühl und Technik jenes enorme Tempo in der Eisrinne erreicht, das am Ende den Sieg bringt.

Der Garant ihres Erfolges ist vielleicht die nie erlahmende Aufmerksamkeit beim Training und erst recht im „richtigen" Rennen. So wie sie sich vor einer Fahrt talwärts jede Unebenheit der Bahn einzuprägen versucht, gedanklich die Ein- und Ausfahrten der Kurven nachzieht und quasi ihre Idealspur ermittelt, so konzentriert geht sie zu Werke, wenn sie mit Tempo 100 am Auge des Zuschauers vorbeihuscht. Nichts überläßt sie dem Zufall oder dem Quentchen Glück. Ihre „goldenen" Fahrten von Sarajevo zeigten das deutlich. Dreimal war die Oberwiesenthalerin bereits Bestzeit gefahren, als sie zum vierten und letzten Rennlauf an den Start ging. Ihre ernsthaftesten Konkurrentinnen waren allesamt vor ihr in die Eisrinne geschlüpft, und Steffi kannte sowohl deren Zeiten wie auch ihre eigene, handgreiflich nahe Siegeschance. Plötzlich fing es auch noch an zu schneien, ein Umstand, der die Sicht behindert und die Fahrt bremst. Doch die Weltmeisterin fuhr nicht auf „Nummer sicher", wurde auch diesmal in Bestzeit gestoppt, „und daß es dermaßen schneite, ist mir erst im Ziel bewußt geworden". Und dann meinte sie noch, daß es bei ihr zuvor nur ein Rennen gegeben habe, in dem ihr solch ein Bestzeiten-„Vierer" gelungen sei. Auf diese Weise Olympiasiegerin geworden zu sein, machte den Triumph noch wertvoller.

Die Frage, ob sie eine Draufgängerin sei, verneint Steffi Martin. Gleichwohl ist sie überzeugt davon, daß Mut und eine gesunde Einstellung zum fahrerischen Risiko aus dem Rennschlittensport nicht verbannt werden können. Immerhin lagen in Sarajevo die Spitzengeschwindigkeiten bei 110 km/h, und bei solch einem Tempo soll neben einer „lockeren" Fahrweise der Kopf noch so weit wie möglich zurückgenommen werden, um ein Minimum an Luftwiderstand zu erreichen. Es versteht sich von selbst, daß derlei hohe Anforderungen schon im Training gestellt werden müssen. „Unsere Mutproben", so Steffi, „sind die Sprünge vom 10-m-Turm ins Wasser. Doch ich muß gestehen, daß ich lieber zehnmal die Bahn runterfahre, als einmal vom Turm zu springen." Spiele, Radfahren (auch auf der Bahn), Schwimmen, Läufe, Krafttraining – all das gehört zur Ausbildung eines Rennschlittenpiloten, der durch die Fliehkraft in den oft engen Kurven erheblichen physischen Belastungen ausgesetzt ist. Hier drückt das Mehrfache des eigenen Körpergewichts auf den Schlitten!

Steffi Martin ist inzwischen selbst für viele junge Mitstreiter Vorbild. Über diese Tatsache geht sie nicht in falscher Bescheidenheit hinweg, sondern stellt sich auch den Pflichten, die Erfolg und Popularität mit sich bringen. „Nach dem Olympiasieg hat die Verantwortung für mich noch zugenommen. Ich merke vor allem in vielen Gesprächen und auf Foren, daß Bekannte und Freunde, Mitkonkurrenten und Anhänger viel von mir erwarten, nicht nur sportliche Leistung schlechthin. Mit diesen Erwartungen muß man lernen zu leben. Schließlich will ich niemanden enttäuschen. Und wenn dann doch mal etwas schiefgeht, muß mich jeder so weit kennen, daß ich nichts unversucht ließ, um zu siegen."

Nicht immer, gibt Steffi Martin zu, ist sie mit diesem Verantwortungsbewußtsein ins Training gezogen. „Doch bei jedem kommt mal der Punkt, von dem an er mit ganzem Einsatz seine Ziele verfolgt." Für Steffi Martin war das Erlebnis wichtig, das sie vor den Weltmeisterschaften 1983 hatte. „Ich lag längere Zeit im Krankenhaus, und dort nahm ich mir ganz fest vor, dennoch in Lake Placid um den Sieg zu kämpfen und Resignation bei mir nicht aufkommen zu lassen. Ich habe mich dann nach längerem Trainingsausfall mit großem Elan an die Arbeit gemacht – und ich erreichte nicht nur, daß ich mit nach Lake Placid fuhr, sondern ich siegte dort! Von da ab versuchte ich stets, mit gleicher Energie meine sportlichen Ziele anzugehen. Bei gutem Willen geht alles – daran ist tatsächlich etwas Wahres..."

Sie liebt fröhliche Leute um sich, denn sie ist selbst kein Kind von Traurigkeit. Daß sie in Ute Oberhoffner-Weiß eine Partnerin in der Nationalmannschaft hat, die für Späße die gleiche Antenne besitzt, machte die beiden zu guten Freundinnen. Was Steffi Martin nicht sonderlich liebt, sind Nachtrennen. „Ich war heilfroh, daß das in Sarajevo ausfiel. Dort warf das Flutlicht zu große Schatten in die Bahn. Zum Glück..." Womit sie nicht sagen wollte, sie hätte bei Nacht das Gold womöglich nicht gefunden. „So schlimm ist's mit den Nachtläufen nun auch wieder nicht."

Andreas Götze

Als designierte Nachfolgerin der 1980er Olympiasiegerin Vera Sosulja gilt in der UdSSR Ingrida Amantowa (Mitte). Neben ihr Steffi Martin (links) und Ute Oberhoffner-Weiß.

Fotos: Klaus Oberst (4), Klaus Schlage

LESERECHO

Ich gehöre zu denen, für die es als Kind nur „die Russen“ gab. Ich erachte es für sehr wichtig, mit Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft auch der vielen anderen Sowjetvölker vertraut zu werden, um auch diese Menschen kennen- und – verstehen-zulernen.

Ingeborg Schleifer, Erfurt

Ich würde mich freuen, wenn Sie einmal eine Karte der UdSSR veröffentlichen würden, auf der alle Völkerschaften eingezeichnet sind.

Gerda Frede, Berlin

Eine solche Karte hat FREIE WELT bereits veröffentlicht – in Heft 26/1976.

Gut auch die Literaturangaben.

Gisela Rath, Rostock

Hier noch ein Nachtrag, da erst später entdeckt: Andrzej Bińkowski, Eine Postkarte aus Sibirien, Leipzig 1977, darin: Rückkehr nach Tuwa.

Werden die tuwinischen Kinder in der Schule in ihrer Muttersprache unterrichtet oder in Russisch?

Eveline Kühn, Merseburg

Von der 1. bis zur 4. Klasse werden die Kinder in ihrer Muttersprache unterrichtet, und Russisch ist ein Fach wie Zeichnen oder Mathematik. Von der 5. Klasse an wird dann in Russisch unterrichtet und „Tuwinische Sprache und Literatur“ ist ein Fach. Es gibt allerdings auch sogenannte nationale Schulen, in denen alle Schuljahre über in der tuwinischen Sprache unterrichtet wird.

Ich habe Ihren Beitrag mit großer Spannung gelesen. Da ich schon in vielen Gegenden der Sowjetunion war, wüßte ich gern, ob es auch Reisen in die Tuwinische ASSR gibt.

Helga Bratek, Wörlitz

Bis jetzt ist die Tuwinische ASSR für den Auslandstourismus noch nicht erschlossen, was auch daran liegt, daß man hier oft tagelang auf Flugwetter warten muß.

Wir freuen uns schon auf den Sammelbeitrag über die Kalmyken, den Sie bereits angekündigt haben.

Charlotte Seefeld, Hildburghausen

Wir sind soeben aus Kalmykien zurückgekehrt…

Gisela Reller

Tuwinische ASSR

In der FREIEN WELT 15/1984 setzten wir unsere Sammelserie „Völkerschaften der UdSSR“ mit einem Beitrag über die Tuwinische ASSR fort, in Heft 20/1984 brachten wir das erste ausführliche Leserecho – ausgewählt aus 95 Briefen mit Meinungsäußerungen. Lisa Klutschewskaja, unseren Lesern seit vielen Jahren als ständige FREIE WELT-Korrespondentin bekannt, weilte im Auftrag des Moskauer Verbandes Bildender Künstler in Tuwinien – als Malerin. Auch in diesem Metier ist sie in der DDR längst keine Unbekannte mehr. Wir bringen auf diesen beiden Seiten Impressionen über ihren Besuch des fernen asiatischen Landes in Wort und Bild.

Ich war in Tuwinien, um eine Folge von Aquarellen für die Moskauer Allunionsausstellung „Land und Leute“ zu malen. Kollegen in Moskau hatten mir gesagt, dieses ferne asiatische Land sei eine Augenweide. Nun kann ich es auch bestätigen: Tuwinien ist schön. Märchenhaft schön. Über der Steppe, der Taiga, den schneebedeckten Gipfeln des Sajan und dem mächtigen Jenissej-Strom wölbte sich ein ständig wechselnder Himmel. War er azurblau-wolkenlos, so strahlte die Landschaft in Ocker, Gold und Grün, der Jenissej war hell und glitzernd. Eine halbe Stunde später

Der Ustinaer Trakt, Nervenprobe für alle Lastkraftwagenfahrer.
In den Vorbergen des Sajangebirges weiden halbwilde Pferde.
Abend am Jenissej; die Blockhäuser sind von Wind und Wetter tiefdunkel.

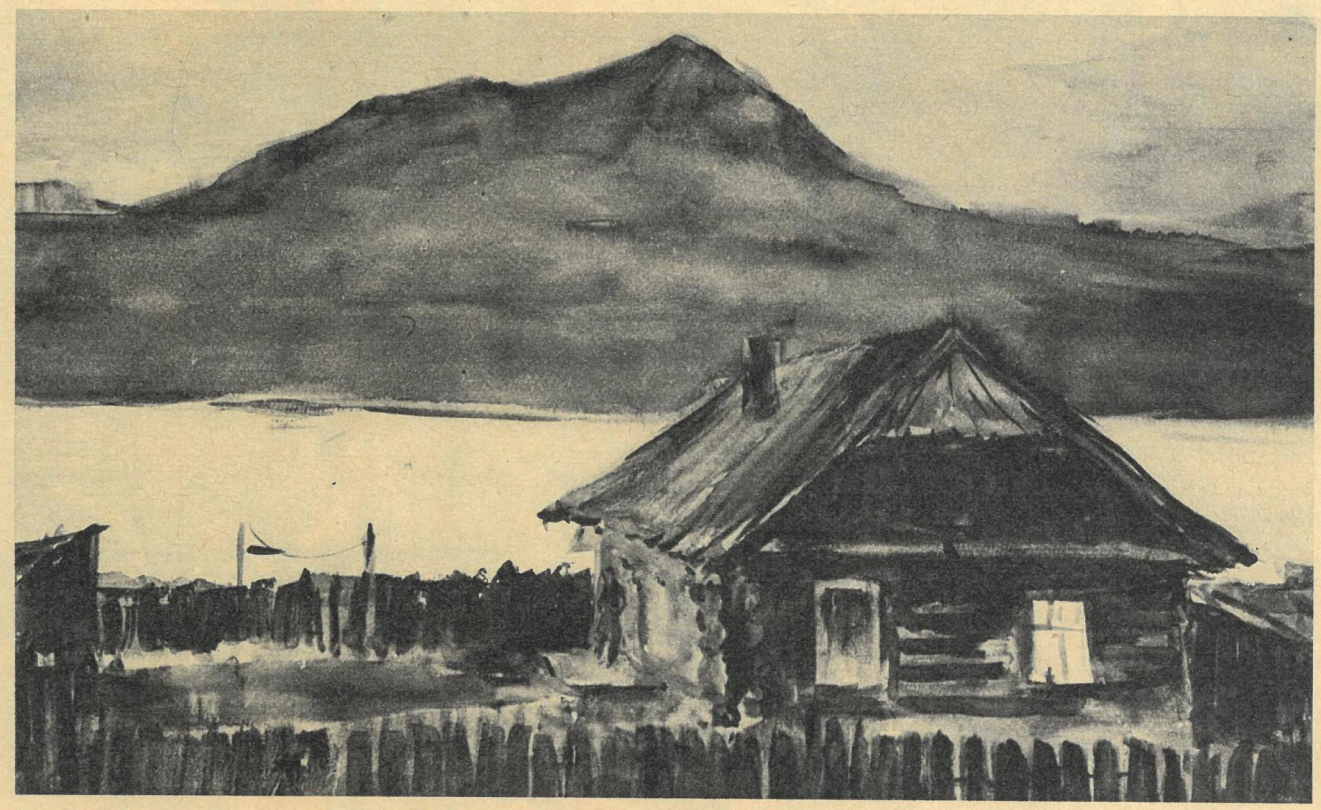
oft ballten sich bleierne Wolken zusammen, die Landschaft, die Berge wurden düster, der Strom drohend, er schäumte grau-grün. Abends floß er meist träge dahin – als sei er aus glühendem Gold, zwischen schwarz-blauen Ufern.

In dieser majestätischen Landschaft erscheinen Menschen, Tiere, Lastkraftwagen, Schiffe winzig und zerbrechlich. Dieser Eindruck wird geradezu überwältigend, wenn man von Kysyl aus auf dem „Ustinaer Trakt", dem „Weg des Lebens", ins Sajangebirge hineinfährt. Die schmale Straße, zwei Sattelschlepper und ein Lastkraftwagen haben nebeneinander Platz, windet sich durch die Taiga in Serpentinen zum Paß hoch. Einige Stunden lang saß ich inmitten der Taiga auf einem Abhang und malte. Nur das fast ununterbrochene verzweifelte Quietschen der Bremsen herunterfahrender riesiger Sattelschlepper nahm mir das Gefühl des Alleinseins. Und – in mir regte sich größte Achtung für die Kraftfahrer, deren tägliche Arbeit es ist, am Rande des Abgrundes tonnenschwere Lasten zu befördern. Die Schönheit der Landschaft sehen diese Männer wohl kaum. Dafür kennen sie um so mehr ihre Gefahren. Ich aber sah ihre wilde Schönheit, sie verschlug mir den Atem. Nur einen Abglanz kann man auf dem Papier wiedergeben.

Noch sind die Bodenschätze in Tuwinien kaum erschlossen. Im landschaftlich wunderschönen „Naturschutzgebiet am Großen Jenissej" gibt es Goldvorkommen. Sollte das Gold eines Tages industriell gewonnen werden? Oder: Kaa-Chem heißt der große Steinkohlentagebau, den ich unweit von Kysyl besuchte. Er wurde 1970 erschlossen. Die ehemalige Steppe sieht heute wie eine Mondlandschaft aus, nicht unschön in ihrer Art, mit der bläulichen Kette des Sajangebirges im Hintergrund. Die Steinkohle wird vorläufig nur für den örtlichen Bedarf gewonnen. Die Kohlevorkommen in Tuwinien sollen jedoch ungeheuer groß sein; die ganze Hauptstadt steht auf Steinkohle. So ganz unberührt, wie ich Tuwinien sehen und malen konnte, wird es wohl nicht mehr lange bleiben...

Am Rande: Wenn ich am Ufer des Jenissej, im Sand knieend, meine großen Blätter aquarellierte, war ich immer wieder angenehm überrascht, keine Zuschauer im Rücken zu haben. Blieb doch jemand stehen, unterließ er es unbedingt, kunstbeflissene Ratschläge zu geben. Die Arbeit eines Künstlers wird in Tuwinien sehr geachtet.

Reproduktionen: J. Chaldej



Weinlese ist eine Zeit, die alle Beteiligten ein bißchen übermütig macht. Ein Mädchen auf dem Weinberg aber wich immer wieder scheu dem Bildreporter aus, seine Freunde jedoch trieben manchen Spaß vor dem Auge der Kamera. Junge schwarzhäutige Menschen aus Afrika in Zaul, einem Dorf in der Moldauischen Sozialistischen Sowjetrepublik. Auch nach getaner Arbeit, abends im Klub, inmitten seiner Freundinnen aus Laos, Togo und Äthiopien, verbat sich das Mädchen mit der Pudelmütze strikt, fotografiert zu werden...

Warum Kila ihr Gesicht verbirgt

Dieser Beitrag von Klaus Hurrelmann (Text) und Lothar Willmann (Fotos) entstand in freundschaftlicher Zusammenarbeit mit APN.

Warum Kila ihr Gesicht verbirgt

Das schwarze Mädchen Kila: „Sie dürfen mir bitte nicht böse sein. Ich kam aus Namibia hierher. Mein Land ist widerrechtlich besetzt vom Apartheid-Staat Südafrika. Meine Familie gerät in große Gefahr, in Lebensgefahr vielleicht, wenn die südafrikanischen Okkupanten her-

Detouc Nanka aus Togo im Sprachkabinett. Lehrerin Valentina Potechina lobt ihren Eifer beim Erlernen der russischen Sprache.

ausbekommen, daß ich hier bin…“ Was ist das für eine Ausbildung, zu der die SWAPO, die Befreiungsfront Namibias, das Mädchen Kila in die Sowjetunion geschickt hat?

Was ist los in Zaul?

Zaul ist ein Dorf wie ungezählte andere in Moldawien. Mit gepflegten Weingärten drumherum, üppigen Obstplantagen. Zwei Besonderheiten heben es heraus: Zum einen hat dort ein Technikum seinen Sitz, wir würden sagen – eine Landwirtschaftliche Fachschule. Zum ande-

ren begegnet man dort Menschen von viel auffälligerer Exotik noch als das im multinationalen Sowjetland ohnehin Alltag ist…

Seit 1972 werden am Zauler Sowchos-Technikum namens „Lenin“ alljährlich ein Viertelhundert junge Menschen aus Entwicklungsländern aufgenommen, um gemeinsam mit etwa 190 sowjetischen Landwirtschaftseleven eine vierjährige Ausbildung für mittlere Leitungskader zu beginnen.

Kila: „Der Unterricht ist ganz auf den Feldbau ausgerichtet. Wir lernen hier moderne Landwirtschaftsmethoden kennen, studieren die Organisation und Leitung von Landwirtschaftsbetrieben und können unser erworbenes Wissen zu jeder Zeit in der praktischen Arbeit erproben. Auch, wie man Wein anbaut… und erntet!

Hier gedeihen zwar viele Kulturen, die wir in unserer afrikanischen Heimat kaum oder noch gar nicht kennen, trotzdem ist das Studium ungeheuer wichtig. Wenn nämlich auch mein Volk eines Tages Herr seines Landes sein wird, müssen wir viel wissen, damit wir reiche Ernten einbringen, damit wir alle satt zu essen haben…“

Ganz sicher bezieht das ernsthafte Mädchen seine feste Zukunftsgewißheit auch aus der Geschichte des Dorfes Zaul. Zu Anfang unseres Jahrhunderts nämlich befand sich hier das Gut des reichen Petersburger Geldmannes A. Ja. Pomer. Der ließ sich in den Jahren 1901 bis 1904 von einem der berühmtesten Landschaftsgärtner jener Zeit, von Ippolit Wladislawski-Padalko, einen wunderschönen Park hinzaubern. Heute ist dieser herrliche Flecken Erde eine landesweit berühmte Attraktion. Hunderte von Urlaubern, Touristen, Pionieren ergehen sich dort tagtäglich unter majestätischen Baumriesen, zwischen seltenen Gehölzen. Gleichermaßen zur Augenfreude wie zur botanischen Belehrung. Aber wer von ihnen denkt beim Spaziergang daran, daß noch vor einem Menschenalter die ganze Pracht von einer hohen Ziegelmauer umgeben war? Dahinter wachte eine grimmige Hundemeute darüber, daß kein „Unbefugter“ das Erholungsparadies jenes Steinreichen betrat.

Heute ist der Park volkseigen. Und vom unüberwindlichen Mauergeviert blieb nur eine Seite – ein Baudenkmal, Zeuge für eine Zeit, die nie wiederkehrt. Kila aber weiß, welche Funktion solche Mauern bei ihr im Südwesten des Kontinents Afrika haben…

Es gibt in Zaul noch viele andere Baudenkmäler anzusehen, allerlei Gebäude des ehemaligen Pomerschen Gutes, auch ein Schloß in unmittelbarem Nebeneinander mit Bauten unserer Tage. Ja, dort stehen auch moderne mehrstöckige Häuser. So das Internat und das Hauptgebäude des Sowchos-Technikums mit Seminarräumen, Studienkabinetten, Bibliotheken, Labors, Hörsälen, der Turnhalle und anderem, worinnen Theorie und Praxis zueinander finden sollen. Seit zwanzig Jahren befindet sich das Technikum in Zaul. Zu seinem guten Ruf trug wesentlich bei, daß nach der Befreiung vom Faschismus manche bedeutende Persönlichkeit der Moldauischen SSR zu den Absolventen gehörte. So zum Beispiel A. K. Dorosch, Sekretär eines Rayonparteikomitees, W. A. Stavile, Stellvertretender Generaldirektor der wissenschaftlich-technischen Vereinigung „Selekzija“ und ganze Legionen von Kolchos-Vorsitzenden und Sowchos-Direktoren. Auch Landwirtschaftsminister Lubaschku begann seinen Weg einst als Absolvent von Zaul.

Zwischen zwei Stühlen

Viktor Sytnik hat zwei Arbeitszimmer. Von dem einen aus leitet er die Geschicke des Sowchos, im anderen ist er Schulleiter. Er sagt: „Wer ein guter Agronom werden will, muß erst gut gelernt haben, den Boden zu bearbeiten. Dafür gibt es bei uns ideale Voraussetzungen. Die Studenten sind unmittelbar und sehr aktiv am Produktionsprozeß des Sowchos beteiligt.“

Zehn Traktoren, vier Getreidekombines und alle andere Bodenbearbeitungstechnik stehen dazu bereit. „Unsere angehenden Fachleute“, sagt Sytnik, dieser Verbindungsmann zwischen Wissenschaft und Produktion, „planen ihre praktische Arbeit selbst, besitzen eine ei-

Ein internationales Seminar im Kabinett für Landtechnik. In der Mitte (mit Brille) Bekele Adanstsch aus Äthiopien.

Sanga Setthanon aus Laos: „Was wir hier in Zaul lernen können, ist eine unschätzbare Hilfe für unsere Länder."

gene Planabteilung, verwalten und bearbeiten 600 Hektar Sowchosland in eigener Verantwortung – pflügen, säen, ernten dort. Und schließlich haben sie, wie jeder Sowchosmitarbeiter, entsprechend der Planerfüllung Anrecht auf Leistungsprämien."

Wenden wir uns aber wieder jenen Studenten zu, deren Exotik das Dorf Zaul für den Besucher so besonders macht. Erwähnenswert schien all unseren Gesprächspartnern, daß erstmals ein Student von den Komoren, einer Inselgruppe im Indischen Ozean, anreiste. Ansonsten... Afghanistan, Togo, Gabun, Algerien, Angola, Nikaragua, Äthiopien, Namibia, Laos, Kongo, Mexiko, Sierra Leone, Guinea-Bissau, Panama, Marokko, Kostarika, Mauretanien, Syrien... Was sei daran für Zaul Besonderes?

Weil in der Landwirtschaft ihrer Heimatländer – bedingt durch Klima und Traditionen – manches anders ist als in Moldawien, fahren die südländischen Studenten jedes Jahr zu einem mehrwöchigen Praktikum auf die subtropische Krim. Ihr spezieller Lehrplan ist überhaupt stark auf die Erfordernisse der Landwirtschaft in Tropengebieten ausgerichtet.

Genau wie die sowjetischen Jugendlichen erhalten die ausländischen Gäste an dieser Schule kostenlosen Unterricht, dürfen sie alle Lernmittel und -einrichtungen unentgeltlich benutzen, erhalten sie ein Stipendium, wohnen sie im modernen Studentenheim.

Das kleine Zaul mag zwar unbedeutend erscheinen, aber es ist ein Summand zu der Zahl von etwa 39 000 jungen Bürgern aus Entwicklungsländern, die gegenwärtig an sowjetischen Bildungseinrichtungen immatrikuliert sind. Tätige, außerordentlich nützliche Solidarität, die Voraussetzungen schafft zur Erlangung der wirklichen Unabhängigkeit dieser Staaten.

Kila will „otlitschno!"

Die zierliche Sanga Setthanon aus Laos sagte uns: „Zuerst mußte ich ein Jahr Russisch lernen. Das war schwer! Jetzt aber verstehe ich alle Lektionen, und mit den Freunden kann ich mich über alles gut in russischer Sprache unterhalten. Man darf auch mit jeder Frage zu den Lehrern kommen, sie haben viel Geduld. Daheim bauen wir vor allem Reis an, auch Papaya-Früchte, Bananen, Ananas. Natürlich habe ich auch mal Sehnsucht nach Hause – jeder Brief ist fünfzehn Tage unterwegs. Gerade schrieben mir die Eltern, daß es dort schon sehr kalt ist – nur noch fünfzehn Grad. Hier aber habe ich mich an fünfzehn Grad Frost gewöhnt. Ich lese gern. Zum Üben meist Märchenbücher in Russisch."

Mamadou Bui Djallou, ein sportlicher Junge aus Guinea-Bissau: „Mein Vater ist Bauer. Ich möchte mein Wissen mal in einer Genossenschaft anwenden."

Chanthy Sovannalansy: „1985 bin ich fertig. Wo ich dann in Laos arbeiten werde, weiß ich noch nicht. Aber daß ich ganz dringend gebraucht werde, steht fest. Vielleicht in einem Landwirtschaftsbetrieb, in dem Saatgut vermehrt wird. Oder als Lehrausbilderin. Vielleicht auch als Agronomin in einer LPG."

Bekele Adanstsch aus Äthiopien: „Wo ich wohne, ist Tefgras die Hauptkultur. Diese Getreideart eignet sich besonders für unsere Höhenlagen. Aus dem Mehl backen wir Brot. Mein Land hat eine gewaltige Arbeit vor sich, um die landwirtschaftlichen Erträge zu steigern und zu stabilisieren. Dafür lerne ich hier."

M'Boukou Flavie aus Kongo: „Unser Frauenbund schickte mich. Ich lerne gut. Zu Hause bauen wir Mais, Erdnüsse, Kakao und Kaffee an. Zum Praktikum war ich in Suchumi in einem Sowchos. Dort wachsen sogar Zitrusfrüchte. Die Arbeitsbedingungen waren da nicht ungewohnt für mich."

Abdulsamat Arsangalar aus Afghanistan: „Ich bin aus Kabul, hatte in der Schule schon Russisch gelernt, da konnte ich mir das Jahr Sprachvorbereitung sparen. Unsere Landwirtschaft hungert regelrecht nach Fachleuten. Und auch hier bewährt sich die Hilfe der Sowjetunion. Meine Schwester gab mir einen Wandbehang mit, den schaue ich an, wenn ich Heimweh habe. Ein bißchen hilft das. Hier sind drei Studenten aus Afghanistan, aber eigentlich fragt niemand nach dem Woher. Wir sind eine internationalistische Gruppe, die gemeinsam so viel wie möglich lernen möchte."

Das Schlußwort dem Mädchen Kila: „Ich studiere nicht zum Privatvergnügen. Deshalb bin ich doppelt froh, wenn ich ein ‚otlitschno', ein ‚Ausgezeichnet!' als Zensur bekomme. Ich hoffe, daß der Tag nicht fern ist, an dem ich auf meiner freien Heimaterde in Namibia zeigen kann, was ich lernen durfte. Dann mag jeder, der das will, mich fotografieren. Und Mama und Papa sollen mit aufs Bild."

Im nächsten Heft:

„Minsk" aus Minsk

FW-Reporter besuchten in der belorussischen Hauptstadt die Hersteller der gleichnamigen Kühlschränke. Chefingenieur Shupikow bereitet das Werk auf die automatische Produktion vor.

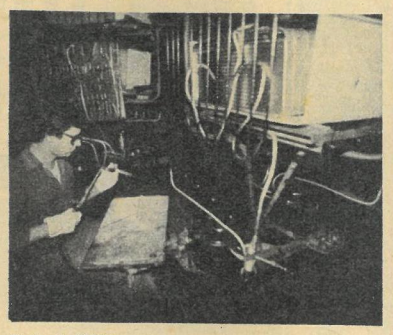


Foto: L. Willmann

Vom Fronteinsatz nicht zurückgekehrt

Erinnerungen Konstantin Simonows an Kriegskorrespondenten. Einer von ihnen ist Pawel Troschkin, Fotograf der ISWESTIJA. FREIE WELT stellt exklusiv seine einmaligen Fotodokumente vor.

Geschicklichkeit ist Trumpf

Trotz moderner Technologien sind bei der Herstellung des berühmten Jablonecer Schmuckes nach wie vor geschickte und flinke Frauenhände gefragt.

Foto: L. Willmann

Begegnungen – Erinnerungen

FREIE WELT besuchte das Schriftstellerehepaar Ruth und Max Seydewitz in seinem Dresdner Heim, wo ihr neues Buch entstand.

Foto: Archiv

Für aktuell notwendige Änderungen in ihren Ausgaben bittet die Redaktion um Verständnis.

RUSSISCHES PORZELLAN (1)

Ein „Solitär“ für Katharina

Das 18. Jahrhundert ging nicht zufällig in die Geschichte als das des Porzellans ein. Der Erfolg eines deutschen Alchimisten, der 1709 in Dresden auf die Spur des alten chinesischen Geheimnisses kam, zog eine allgemeine Begeisterung für das „weiße Gold“ nach sich. Als der Student der Petersburger Akademie der Wissenschaften Dmitri Winogradow sein Wissen in der Chemie und im Bergbau in Marburg und Freiberg vervollkommnete, ahnte er nicht, daß ihm bestimmt war, Schöpfer des russischen Porzellans zu werden. Talent, reiches Wissen und Strebsamkeit halfen ihm nach der Rückkehr in die Heimat, gleichfalls das „Meißner Geheimnis“ zu entdecken und 1744 den Grundstein für die Kaiserliche Porzellanfabrik in Petersburg zu legen. Sie wurde das nationale Zentrum und gab den Ton in Rußland an, blieb jedoch nicht lange die einzige. Das Material Porzellan, verfeinert, plastisch, festlich, entsprach wie kein anderes der Vorliebe des Jahrhunderts für kostbare Kleinigkeiten. Schon in der zweiten Hälfte belieferten mindestens sechs private russische Unternehmen den einheimischen Markt. Das bedeutendste war die Manufaktur F. J. Gardners in Werbilki. Um das Ansehen der Manufaktur zu heben und Aufträge zu erhalten, wurden als Geschenke für den Zarenhof besonders hervorragende Stücke gefertigt. Eines der ersten war dieses „Solitär“-Teeservice (für eine Person) für Katharina II. Die elegante, festliche Malerei, 1775 von J. G. Kaestner geschaffen, ist dem Sieg der russischen Truppen über die Türken im Krieg 1768–1774 gewidmet. Auf dem Tablett ist in symbolischer Komposition die Schlacht bei Tschesme dargestellt. Der doppelköpfige russische Adler hält über den Initialen der Kaiserin den Lorbeerkranz. Die Meisterschaft solcher Stücke Gardners stellte sie in eine Reihe mit den besten Schöpfungen der Manufakturen Westeuropas.

Wasilissa Pachomova-Göres

Foto:
W. J. Potschajew

UNSERE FRAGE: Wie ist der Name des deutschen Alchimisten, der 1709 das europäische Porzellan erfand?

Antworten Sie bitte auf einer Postkarte mit dem Kennwort „Russisches Porzellan 1“ an FREIE WELT, 1026 Berlin, Postfach 10. Einsendeschluß: 16.1. 1985. Auflösung und Gewinner in Heft 3/85, Leserforum. Gewinnen können Sie 150 M, 100 M und 50 M. Viel Erfolg!